Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lese-geld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die
Ruine im Walde.

Roman

von

Alfred Steffens

(Verfasser von „Der Brandstifter", „Auf der Roßtrappe" ꝛc.)

Zweiter Band.

Leipzig.
Fr. Wilh. Grunow.
1867.

X.

Während der Abwesenheit des Pfarrers Sternberg von Genzhagen hatten der General von Nolten und seine Familie auf die überraschendste Weise Ersatz für die ihnen fast unentbehrlich gewordene Gesellschaft des jungen Geistlichen erhalten. — Völlig unerwartet war die Nichte der Generalin, Gräfin Natalie Holm, seit einem Jahr Gattin des Legationsraths von Wallmar, in Begleitung eines Schwagers, des Garde-Lieutenants von Wallmar auf dem Gute Genzhagen eingetroffen, um einige Tage in der Gesellschaft ihrer Verwandten zu weilen, und sich dann von dem Legationsrath abholen zu lassen und eine längere Reise ins Ausland anzutreten.

Zu keiner Zeit hätte dieser Besuch willkommener in Genzhagen sein können als eben jetzt. Man fühlte so recht die Lücke, die in dem gesel-

ligen Cirkel durch die Abreise des Pfarrers entstanden war, und pries sich nun glücklich, diese vielleicht in der angenehmsten Weise ausgefüllt zu sehen.

Natalie war stets als ein heiteres und glückliches, von der Natur reichbegabtes Wesen in der ganzen Familie bekannt gewesen. Der Garde-Lieutenant, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, groß und hübsch gewachsen, mit einem ganz interessanten Gesicht und — soweit sich im ersten Augenblick erkennen ließ, und was bei einem Garde-Lieutenant unter keinen Umständen bezweifelt werden darf — von den biegsamsten und schmiegsamsten Umgangsformen, mußte selbstverständlich als eine vortheilhafte Eroberung für den geselligen Cirkel betrachtet werden; somit war die offen an den Tag gelegte Freude über diesen Besuch vollständig gerechtfertigt.

Es ist indessen eine alte bewährte Erfahrung, daß der Mensch sich stets in seinen Erwartungen enttäuscht sehen muß, wenn er dieselben zu hoch geschroben. — Bald nach dem Eintreffen des Besuchs bemerkten die Schloßbewohner von Genzhagen, daß aus dem glücklichen, harmlosen Kinde,

der lebensfrohen Jungfrau, eine vom Schmerz berührte, leiderfüllte Frau geworden war, die einen heimlichen Gram zwar in der Brust zu verbergen suchte, aber nicht Kraft genug besaß, denselben vor ihren Verwandten, die ihr früher so heiteres Wesen gekannt, unsichtbar zu machen. Natalie, die während eines ganzen Jahres resignirt die Bande getragen, welche ihr durch die Verheirathung mit dem Legations-Rath von Wallmar erwachsen waren, die gegen den letztern treu und gewissenhaft die Pflichten der Hausfrau erfüllt, in ihrer gesellschaftlichen Stellung sich Anerkennung und Bewunderung erworben hatte, glaubte jetzt, im Kreise ihrer Verwandten, auch einmal für kurze Zeit den wahren Empfindungen des eigenen Herzens nachhängen zu können, und diese waren leider noch immer höchst schmerzlicher Natur. — Sie erschien nur selten als eine Frau, die einige Theilnahme und Interesse für gesellige Freuden hegt.

Von dieser Seite erwuchs also dem, einem heitern, unterhaltenden Ton nachhängenden Cirkel keine erfreuliche Vermehrung.

Natalie ging wohl auf jedes Gespräch ein,

und sie war geistreich und gebildet genug, in der Gesellschaft eine imponirende Rolle zu spielen; aber man merkte es ihrem ganzen Wesen an, daß sie sich am wohlsten fühle, wenn sie ungestört und von Niemand gehindert, den eigenen Gedanken sich widmen konnte.

Auch der Garde-Lieutenant entsprach nicht den Voraussetzungen, die man an seine Person geknüpft. Er war eine jener geckenhaften Naturen, die da glauben, sie seien lediglich zur Verschönerung und zur Zierde der Welt auf die Erde gesetzt, ohne sie wäre die Sphäre, in der sie sich bewegen, eine unvollkommene geblieben, und deshalb müsse auch nur huldigende Anerkennung ihnen dargebracht werden. —

In Genzhagen war man nun sehr weit entfernt, einem fremden Menschen ohne Verdienst zu huldigen. Der General, der sehr bald das ganze Wesen des jungen Mannes durchschaute, behandelte ihn zwar als Gast mit einer nachsichtigen Herablassung, er gab ihm nicht offen zu erkennen, daß jedes anmaßende Urtheil am unrechten Ort sei, die lächerliche Blasirtheit seines Auftretens nur Unbehagen errege; aber wo er es unbemerkt

konnte, ging er ihm aus dem Wege, und suchte lieber die stille Einsamkeit, als die Gesellschaft dieses Menschen.

Um so mehr hatten sich die Damen der Nähe des Lieutenants zu erfreuen. Mit einer unverkennbaren Arroganz brachte er Emma seine Huldigungen dar. Es schien fast, als erwarte er, daß die Freiin, beglückt durch die Ehre, die ihr zu Theil ward, ihm ihre volle, aufrichtige Dankbarkeit offen an den Tag legen solle. — Doch Emma blickte anfangs mit einer gewissen Befremdung auf den anmaßenden Garde-Offizier und erst, als sie sein Wesen vollständig erkannt hatte, gab ihr der jeder jungen Dame mehr oder weniger inne wohnende jugendliche Uebermuth ein, sein geckenhaftes Auftreten dadurch zu bestrafen, daß sie ihn zum Gegenstande ihres Spottes machte.

Für Natalie, in deren ganzem Wesen sich ein geheimer Kummer ausprägte, fühlten Alle herzliche Theilnahme. Gern hätte die Generalin ergründet, was den Seelenfrieden der interessanten Frau gestört, doch war sie zu zartfühlend, um directe Fragen zu stellen, und Natalie deutete

durch keine Silbe an, welcher Art ihr Leid sei. — Wie sie von ihrem Gatten über Alles geliebt und verehrt wurde, wußte die Generalin und daß Natalie einst freudig ihr Jawort auf die Werbung des Legationsraths gegeben, war der ganzen Familie auch bekannt; darnach erschien die Ursache ihres Kummers als das größte Räthsel.

Nur selten war es den Damen vergönnt, für längere Zeit ein trauliches Gespräch zu führen, da der Garde-Lieutenant sie fast beständig mit seiner Gesellschaft beehrte. Der General kümmerte sich, wie schon mitgetheilt, nur sehr wenig um ihn. — Als jedoch an einem Nachmittag die Herren einen kurzen Ausflug machten, wählten die Frauen die nun freien Stunden dazu, einmal unbelästigt ihrem Herzen Luft zu machen.

„Nein, Natalie, ich begreife Dich nicht, wie Du die Begleitung eines so arroganten und lächerlichen Menschen annehmen kannst;“ sprach im Ton der Entrüstung Emma. „Der ist ja im Stande, einen Menschen zur Verzweiflung zu bringen.“

Natalie zuckte die Achseln und erwiderte: „Er wurde mir von meinem Manne als Begleiter hierher angeboten, und mir war es gleichgültig, in

wessen Gesellschaft ich die Reise zurücklegte: Ihr seht wohl, ich beachte ihn wenig.“

„Wie kann nur ein Mann so närrisch sein und sich selber so unwiderstehlich halten wie dieser Geck!“ eiferte Emma weiter.

„Er ist ganz das Gegentheil seiner Brüder, diese sind alle sehr geistreiche Menschen;“ antwortete Natalie.

„O wie bedauere ich es, daß der Pastor Sternberg nicht hier ist, der würde ihn gewiß zu curiren suchen. — Du kennst unsern neuen Pastor noch nicht?“ fragte Emma.

„Sternberg?“ entgegnete Natalie, indem eine feine Röthe plötzlich ihr Gesicht überzog. „Ein Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, groß und schlank, mit einem sehr bleichen Gesicht?“

„Du beschreibst ja unsern Pastor ganz genau,“ fiel die Generalin in das Gespräch ein. „Nur seine Gesichtsfarbe hat hier in Genzhagen eine etwas gesundere Färbung erhalten.“

„Wie lange weilt er schon in Genzhagen?“ fragte, noch immer etwas erregt, Natalie.

„Zwei Jahre,“ antwortete die Generalin; „Pastor ist er indessen erst seit kurzem.“

„Und jetzt ist er verreist?“

„Er holt seine Mutter, die ihm die Wirthschaft führen soll!“

„Von A.? Aber wo lebt denn sein Bruder?“ fragte etwas leiser als bisher, Natalie, indem ihre Stimme merklich zitterte.

Ohne die Erregung der Nichte anscheinend zu bemerken, antwortete die Generalin: „So viel ich weiß, steht er als Lieutenant bei dem Kavallerie-Regiment in A.“

Natalie zuckte derart znsammen, daß die Freifrau annahm, ein furchtbarer Schmerz bemächtige sich ihrer. Auch Emma entging die Erschütterung der jungen Frau nicht, doch beide verbargen ihre Wahrnehmung, da sie wohl einsahen, daß Natalie sich bemühe, ihre Empfindungen geheim zu halten.

Nach einer Weile fragte Natalie von neuem: „Hat der Pfarrer nicht sonst noch einen Bruder?“

„Er hat nie von einem andern gesprochen!“ betheuerte die Generalin.

„Und doch muß er noch einen Bruder besitzen oder besessen haben, der aber nicht Soldat gewor-

den ist, sondern studirt hat!" behauptete die Legationsräthin.

„Aber, liebes Kind, woher kennst Du die Familienverhältnisse des Herrn Sternberg so genau?" sprach im gleichgültigen Ton die Generalin.

Natalie seufzte und entgegnete dann: „Der Theologe und ein um mehrere Jahre jüngerer Bruder haben einmal, als sie von der Universität zu Halle nach A. reisten, unsere Gastfreundschaft auf dem Gute des Vaters in Pommern in Anspruch genommen, oder vielmehr sie wurden von meinem Vater veranlaßt, bei uns zu bleiben."

„Wie merkwürdig!" rief die Generalin. „Davon hat der Pastor nie etwas erwähnt."

„Es wird ihm entfallen sein;" entgegnete Natalie. — „Sein Bruder, der ein lebhafteres Naturell besitzt als er, würde sich seines Aufenthalts bei uns gewiß noch erinnern."

„Das ist fraglich, junge Leute vergessen so etwas leicht. —"

Natalie antwortete nicht, aber aus ihrem Erröthen entnahm die Generalin, daß sie anderer Meinung sei. Sie glaubte jetzt zu wissen, was den Herzensfrieden der jungen Frau untergraben,

und auch Emma war überzeugt, daß ein freundliches Verhältniß zwisch en ihrer Cousineund einem Sternberg — wenn auch nur für kurze Zeit — geschwebt habe.

Nach einiger Zeit nahm die Legationsräthin das Gespräch nochmals auf, indem sie sprach: „Ich möchte wohl wissen, ob der Pfarrer außer dem Offizier noch einen Bruder besitzt; der, den ich kenne, wollte entschieden studiren.“

„Wir haben mit Herrn Sternberg stets auf sehr freundschaftlichem Fuße gelebt, und er hat oft über seine Familie gesprochen, aber nie dabei eines andern Bruders, als des Offiziers, erwähnt,“ antwortete die Generalin.

„Nein, er hat sogar ausdrücklich erzählt, daß er weiter keine Geschwister besitze,“ fügte Emma hinzu. „Aber irre ich nicht, so sagte er einmal, daß auf dem Friedhofe zu A. sein Vater und ein Bruder ruhe.“

„Ja, so muß es sein!“ sprach — schwermüthig lächelnd — die Legationsräthin. Leise fügte sie hinzu: „Er hatte versprochen, uns auf der Rückreise zu besuchen, und er hätte Wort gehalten, wenn ihm nicht ein Unglück passirt wäre.“

„Aber theure Natalie, zu meinem Erstaunen überzeuge ich mich, daß Du einen unerklärlichen Antheil an den Geschicken der Sternberg's nimmst," entgegnete theilnehmend die Generalin.

„Die jungen Männer machten sowohl auf mich wie auf meine Eltern einen sehr angenehmen Eindruck," erwiderte befangen die Legationsräthin. „Und — ich bekenne es Euch offen, wenn ich auch darüber erröthen muß, der Bruder des Theologen, ein edler, hochherziger Jüngling, schwebte lange Zeit als das Ideal meines Herzens in meinem Gedächtniß." Nach diesen Worten barg die unglückliche Frau einige Secunden ihr Gesicht in den Händen, und als sie nach langem Schweigen sich wieder empor richtete, sprach sie: „Jetzt ist der Kampf aus: er ist todt! O bitte vergeßt, was Ihr soeben gehört und gesehen."

Mutter und Tochter drückten der Verwandten liebevoll die Hand, als Zeichen, daß sie den Schmerz derselben ehrten. Kein Wort wurde weiter über die Sternbergsche Familie gewechselt. —

Als nach Verlauf einiger Tage der Legationsrath von Wallmar in Genzhagen eintraf, um seine Gattin abzuholen und mit ihr eine weite Reise an-

zutreten, schritt ihm dieselbe, wie immer, mit einem freundlich-gewinnenden Lächeln entgegen. Kein Seufzer, keine Klage verrieth ihm, daß sie glücklicher sein könne, als sie an seiner Seite war. Sie hatte ihm gegenüber stets mit edler Resignation das Leid ihres Herzens verborgen, und er schätzte sich über Alles beglückt in ihrer Liebe. Jetzt aber fühlte die junge Frau sich wirklich mehr denn je zu dem Gatten hingezogen, was wohl darin seinen Grund hatte, daß sie endlich nach Jahren des geheimen Leids ihre Empfindungen einmal in den Busen theilnehmender Verwandten hatte ausschütten können. Vielleicht trug auch die Annahme, der Jüngling, der einst ihrem Herzen so nahe gestanden, ruhe im Grabe, dazu bei, ihr den verlornen Frieden wieder zu geben. — Die Generalin sah zu ihrer größten Freude, daß die von ihr geliebte Nichte in Genzhagen einen großen Theil des frühern Lebensmuths wieder gewonnen. —

Als der Legationsrath sich mit seiner Gemahlin verabschiedete, mußte auch der ihm in keiner Beziehung ähnliche Bruder seinem Beispiele folgen, obgleich er gewiß gern den Besuch noch längere Zeit ausgedehnt hätte. Trotzdem der General nur

ein stilles Mitleid für seine Schwächen fühlte und gern so viel als möglich die Nähe des verwöhnten Mannes gemieden, die Damen häufig über ihn gelächelt, und Emma sogar zuweilen die scherzhaftesten Bemerkungen über seinen Witz gemacht hatte, war er doch überzeugt, daß sein Aufenthalt in Genzhagen eine sehr genußreiche Zeit für die Schloßbewohner daselbst gewesen sei. Ja, er versprach unaufgefordert, daß er sich erlauben werde, den eben beendeten Besuch zu wiederholen, sobald ihm dies seine sehr in Anspruch genommene Zeit gestatte. Hierbei warf er einen vielversprechenden, tröstenden Blick auf Emma, als wolle er sagen: Härme Dich nicht, es wird meine Aufgabe sein, bald die Möglichkeit zu erwirken, Dich wiederzusehen und glücklich zu machen! —

Wenige Tage später traf der Pfarrer Sternberg mit seiner Mutter in Genzhagen ein. Ferdinand hatte absichtlich nicht viel Aufhebens von dem Dorfe und der Pfarrwohnung gemacht, um nicht zu große Erwartungen in der Brust der Mutter anzuregen. Da die alte Dame ihr ganzes Leben in Städten zugebracht hatte, so mußte der Aufenthalt auf einem einsamen Dorfe so schon unge-

wohnt, wo nicht lästig für sie werden; aber sicherlich hätte es sie von Anfang an unangenehm berührt, wenn sie ihre vielleicht zu großen Erwartungen beim Eintreffen in Genzhagen hätte enttäuscht sehen müssen. — So hegte sie den Glauben, ein gewöhnliches, aus ärmlichen Tagelöhner-Häusern bestehendes Dorf werde für die Zukunft ihre Heimath sein, eine kleine bescheidene, isolirt dastehende Pfarrerwohnung, nur die nöthigsten Räumlichkeiten enthaltend und von keinerlei Comfort umgeben, sei zu ihrer und des Sohnes Behausung bestimmt, und ihr Umgang müsse sich größtentheils auf die Gesellschaft Ferdinands und der alten, treuen Dienerin, die ihr gefolgt war, beschränken.

Wie angenehm fühlte sich nun aber die Gerichtsräthin überrascht, als sie, durch das Dorf fahrend, nur freundliche, reinliche Häuser erblickte, aus jedem derselben frohe, glückliche Gesichter ihr entgegensahen, und die tiefste Verehrung für den Pfarrer in jeder Begrüßung an den einzelnen Häusern ihr zeigte, wie geschätzt der letztere in seiner Gemeinde sei. Und als sie nun den Pfarrhof erreicht hatten, ein hübsches, geräumiges

Haus mit großen, hellen Fenstern vor ihr stand, bekränzte und mit Guirlanden umwundene Thüren ihr kund thaten, daß sie liebevoll erwartet sei, und dann der alte General auf den reinlichen, gepflasterten Hof trat und mit seiner freundlichen, gewinnenden Weise sie herzlich begrüßte, den Sohn aber wie seines Gleichen in die Arme schloß, da konnte sie die Rührung nicht verbergen, Freudenthränen entströmten ihren Augen, und mit vor Rührung bebender Stimme sprach sie die Worte: „O, hier will ich gern in Frieden meine Tage beschließen!“

Auf den General machte die Ueberraschung der alten Dame sichtlich einen sehr angenehmen Eindruck. Er reichte ihr mit seiner ungeschminkten Biederkeit den Arm, und führte sie, als sei er hier zu Hause, ohne Weiteres in das Staats-Zimmer der Pfarrwohnung.

„Verzeihen Sie,“ sprach er dabei, „daß nicht meine Frau und Tochter Sie hier erwartet haben. Wie das so gewöhnlich mit den Damen ist, glaubten diese nicht, daß Sie schon so bald eintreffen würden. Ich aber, der ich als alter Soldat an Pünktlichkeit gewöhnt bin, hatte keine

Ruhe mehr zu Hause, und die Erfahrung hat wieder einmal gelehrt, daß man nie pünktlich genug sein kann. Nun, ich hoffe, Sie werden mich nach dem Schlosse begleiten, nachdem Sie sich ein wenig ausgeruht haben. Da Sie hier jetzt doch noch nicht eingerichtet sind, so müssen Sie schon vorläufig, bis Sie nach und nach Alles nach eigenem Geschmack und Gutdenken im Pfarrhause angeordnet haben, bei uns vorlieb nehmen."

Die Gerichtsräthin war so bewegt von der Güte und Liebenswürdigkeit des alten Mannes, daß sie kaum Worte finden konnte, ihm zu danken. Der Pfarrer aber entgegnete: „Herr General, wir sind Ihnen gewiß aufs höchste zum Dank verpflichtet für Ihre gütige Aufopferung, aber Ihr freundliches Anerbieten, uns für heute auf dem Schlosse zu beherbergen, lehnen wir dennoch entschieden ab, da wir ja hier Alles vorfinden, was zu des Lebens Bequemlichkeiten gehört."

„Sie haben Nichts abzulehnen, bester Pastor!" sprach mürrisch scheinend der General. „Ihre Frau Mama wird darüber bestimmen, und ich gebe Ihnen zu bedenken, Frau Gerichtsräthin, daß mir meine Frau ein recht böses Gesicht

machen würde, wenn ich erzählte, Sie seien hier, und ich hätte nicht vermocht, Sie zum Mitgehen zu bewegen. Uebrigens kann der Herr Pfarrer Ihnen auch nicht einmal ein ordentliches Mittagessen anrichten lassen, da es in seinem Hause noch sehr an Vorräthen mangelt."

„Das ist freilich wahr!" erwiderte lachend Ferdinand.

„Nun also, was hilft da das lange Zaudern? Ruhen Sie sich meinetwegen ein Stündchen aus, Frau Räthin, nachdem wir uns vorläufig im Nebenzimmer an einem frugalen Frühstück gestärkt, und dann wandern wir zusammen nach meiner Wohnung.

*　　*
*

Noch freundlicher als das Entgegenkommen des alten Generals war die Aufnahme, welche die Gerichtsräthin bei den Damen auf dem Schlosse fand. Die Generalin, eine sehr liebenswürdige Frau, wußte so verlockend die Zeit auszumalen, die sie nun zusammen verleben wollten, daß der Mutter Ferdinand's jede Sorge schwand, der Aufenthalt auf dem Lande könne namentlich zum

Winter jeden Reiz für sie verlieren und zuweilen Langeweile und Unmuth erzeugen.

Emma, die während Ferdinand's Aufenthalt in Genzhagen nach und nach zur vollendeten Jungfrau herangebildet war, machte mit ihrem kindlich einfachen Wesen einen höchst angenehmen Eindruck auf die Gerichtsräthin. Die junge Dame schmiegte sich mit einer gewissen Vertraulichkeit an die letztere, was wohl darin seinen Grund hatte, daß sie ihren Sohn als jedes Vertrauens würdig kennen und achten gelernt, und nun als selbstverständlich diese Hinneigung auch auf die Mutter übertragen zu müssen glaubte.

In kurzer Zeit hatte sich ein so enges Freundschaftsbündniß zwischen den Damen geknüpft, daß der General und der Pfarrer zuweilen ihre Glossen darüber machten, wenn es ihnen selbst bei dem schlechtesten Wetter, mochte die Dorfstraße kaum zu passiren sein, als eine Unmöglichkeit erschien, nur einen Tag ohne einander zu verleben.

Ferdinand fühlte sich dabei ganz wohl, er hatte jetzt mehr denn je Gelegenheit, in der Nähe Emma's zu weilen, ihren ausgezeichneten Charakter zu bewundern, uud dann und wann ein Gespräch

mit ihr anzuknüpfen. — Weiter gingen seine Wünsche zur Zeit nicht. Zwar hoffte er jetzt ganz fest, sie dereinst als Gattin zu besitzen, doch ihr oder irgend Jemand seine Hoffnung geradezu zu erkennen zu geben, hielt er noch zu sehr verfrüht. Emma hatte nach seiner Ansicht noch nicht das Alter erreicht, in welchem man sich den Gefühlen der Liebe hingeben darf; sie war eben siebenzehn Jahre alt, und konnte nach seiner Meinung mindestens noch ein Jahr den Frieden und die Ruhe ihres Herzens ohne jede Störung durch die Liebe bewahren. Und was verlor er dadurch, daß er die von ihm Geliebte noch eine Zeit lang unter seinen Augen, unschuldig tändelnd und spielend, ihren Weg gehen ließ, ohne sie mit seinen Anträgen zu ernsten Betrachtungen zu wecken? Ihre Liebe war ihm ja sicher; sie konnte unmöglich einen andern Mann sich auserlesen, da er allein häufig in ihrer Gesellschaft weilte, und sie gegen Niemand so vertraulich sprach wie zu ihm, für keinen Fremden je solch' freundliches Lächeln, einen so beseligenden Blick in Bereitschaft hatte wie für ihn. Und wenn ihm ja einmal Gefahr drohen sollte, dann war es ja

noch immer Zeit, muthig hervorzutreten und zu sprechen.

Aber dieser Fall konnte nie eintreten. Ihre Eltern selber bewahrten sie vor jeder gefährlichen Bekanntschaft; sie hatten seine Liebe zu ihrer Tochter längst durchschaut, und billigten sie und sein Zartgefühl, mit dem er zur Zeit noch die sehnsüchtigsten Wünsche des Herzens bezwang; das hatte er unzweideutig aus dem Benehmen des Generals und seiner Gattin erkannt.

Der Rest des Sommers entschwand, und auch die stürmischen, unfreundlichen Herbsttage neigten sich bereits ihrem Ende zu. Einzelne Schneeflocken und eine empfindlich werdende Kälte deuteten an, daß der Winter bereit sei, zu untersuchen, ob man mit häuslicher Fürsorge sich so eingerichtet habe, ihm für einige Monate Trotz bieten zu können. — Im Pfarrhause zu Genzhagen empfand man nichts von dem unangenehmen Witterungswechsel; behagliche Wärme wehte durch sämmtliche Zimmer, und was jetzt die Natur den Bewohnern des Pfarrhauses an Genüssen versagte, das ersetzte ihnen die enger geknüpfte Freundschaft und das festere Zusammenleben mit der Familie des Generals.

Nur Ferdinand, der junge Geistliche mußte zuweilen in Schnee und Sturm, mochte das Unwetter auch noch so erschreckend toben, hinaus zu seinen Beichtkindern, um Trost und freundlichen Zuspruch in das Herz eines Zagenden zu bringen, oder die letzte Stärkung für den schweren Gang in die Ewigkeit zu reichen. Ferdinand wartete selten, bis man ihn zum Erscheinen an einem Krankenbett aufforderte. Ungerufen trat er meist in die Wohnungen der Leidenden und Armen, um hier freundlichen Trost zu bringen, durch muntere Unterhaltungen die Zeit des Leidens zu verkürzen, oder durch geistigen Zuspruch zur geduldigen Ausdauer zu vermahnen, dort hülfreich zu unterstützen mit Gaben der Liebe, soweit seine und die Kräfte Anderer reichten.

Oft mahnte die besorgte Mutter wohl, sich nicht allzusehr den Gefahren auszusetzen, die diese Besuche im Gefolge hatten; doch Ferdinand achtete nicht auf solche Ermahnungen, so sehr er die Mutter auch ehrte und liebte. Sein Beruf ging ihm über Alles, und er betrachtete es als zu seinem Beruf gehörend, in den Wohnungen der Kranken und Nothleidenden mit Trost und Hülfe

zu erscheinen. Er fürchtete sich auch nicht, an das Bett eines mit einer ansteckenden Krankheit Behafteten zu gehen und dem Patienten Muth und Hoffnung auf die Hülfe des Höchsten zuzusprechen; gewiß würde er aber nie, wie es wohl von Geistlichen in jüngster Zeit geschehen ist, bei dem Herrschen einer Epidemie, Bittende durch die Dienerschaft vor der Hausthür haben abweisen lassen.

Es war gegen Ende des Monats November, als der Pfarrer Mittags sein Fuhrwerk bestieg, um nach einem benachbarten Dorf zu fahren, in welchem ein ihm bekannter Mann schwer krank darnieder liegen sollte. „Warte nicht auf meine Rückkehr, sprach er im Abfahren zu der ihm nachblickenden Mutter, „sondern gehe Nachmittag ungestört nach dem Schlosse. Zum Abend kehre ich bestimmt zurück, und werde dann ebenfalls dort erscheinen, um ein Stündchen zu plaudern und Dich abzuholen.“

Sorglos trat die Gerichtsräthin bald darauf ihren Gang nach der Wohnung des Generals an, und wurde hier, wie immer, mit offenen Armen empfangen.

„Wo haben Sie denn den Herrn Pfarrer

schon wieder?“ fragte erwartungsvoll der General.

„Gewiß macht er in der Nachbarschaft Krankenbesuche.“

„Ja, wirklich, er ist nach Langendorf zum Müller Sasse gefahren.“

„Nun, da beneide ich ihn nicht: es ist ein schrecklicher Weg, und in diesem Schneetreiben wird er gewiß mindestens zehnmal umwerfen.“

„Ach Gott, Sie machen mir noch mehr Angst, ich zittere jedes Mal vor Besorgniß, wenn er solche Touren unternimmt.“

„Aber warum halten Sie ihn denn nicht zurück? Er kann den Müller doch nicht gesund machen, und hier versäumt er eine gute Partie Whist: wir aber sind gezwungen, seinetwegen uns auch zu langweilen.“

Die Räthin erwiderte lachend: „Er wollte zum Abend zurück sein; bis dahin müssen Sie sich schon gedulden.“

„Ja, ich gedulde mich schon, aber der Oberförster wartet ebenfalls.“

„Das ist schlimm! Sie können meinem Sohn ja einmal ans Herz legen, daß er bei solchem Wetter keine Reisen unternimmt.“

„Bei dem richtet man mit Worten nichts aus, namentlich was seinen Beruf anbetrifft. Jeder Versuch meinerseits wäre vergebliche Mühe.“

„Sie kennen ihn sehr genau! Doch heute haben Sie in der That keine Ursache zur Unzufriedenheit, zum Dunkelwerden ist er hier.“

„Desto besser! Es wäre auch fast unmöglich, bei diesem Wetter im Finstern den Weg von Langendorf hierher zu passiren.“ —

Der Nachmittag verging, der Oberförster war längst eingetroffen und hatte mit dem General eine Partie Piquet gespielt, es begann zu dunkeln, der Abend brach endlich vollständig herein, aber der Pastor kam nicht. Die Gerichtsräthin fing an unruhig zu werden; die Generalin versuchte, sie zu beruhigen, äußerte aber selber die lebhaftesten Besorgnisse, und Emma lief alle Augenblick an das Fenster und die Thür, um in die Finsterniß hinauszublicken und zu spähen, ob der Ersehnte noch nicht komme.

So gefährlich erst der General das Passiren des Weges nach Langendorf geschildert hatte, so war er jetzt doch derjenige, der allein einigen Trost zu spenden vermochte. Er führte an, daß der

Kutscher des Pastors jeden Stein am Wege genau kenne, da er in Genzhagen aufgewachsen sei, und also an eine Gefahr für den Geistlichen gar nicht zu denken sei, er suchte allerlei Gründe hervor, die den letztern in Langendorf zurückhalten könnten, aber Alles beruhigte die Damen und namentlich die Gerichtsräthin nicht. Schließlich sah er sich veranlaßt, einen Boten auszuschicken, um Erkundigungen in Langendorf einzuziehen.

Auch der Bote war bereits länger als eine Stunde fort, und hätte schon zurück sein können; aber immer wartete man noch vergeblich auf eine Nachricht über die Ursache der verzögerten Ankunft des Pfarrers. Da endlich wurde es auf dem Corridor lebendig, Thüren öffneten sich und wurden wieder zugeworfen, — Niemand wagte vor Erwartung der Dinge die da kommen sollten, dem Ankömmling entgegenzugehen, und erst als der Pfarrer — wohlbehalten und lächelnd — eintrat, athmeten die Damen wieder froh auf.

Aber nun erschüttete sich ein wahrer Hagel von Vorwürfen über den lange Ersehnten. Jeder wollte ihm begreiflich machen, welche Angst seinetwegen ausgestanden sei. Ferdinand lächelte noch

immer und antwortete dann auf die vielseitigen Reden: „Ich bedaure recht sehr, die Ursache zu so großen Besorgnissen gewesen zu sein, es war mir aber rein unmöglich, früher zu kommen, da der Weg vollständig zugeschneit und fast unpassirbar ist.“ Dann trat er auf Emma zu, die etwas bei Seite stehen geblieben war, und fragte freundlich:

„Und Sie, gnädiges Fräulein, haben Sie nicht auch in den Ton der allgemeinen Angst um mich mit eingestimmt? — Sie sagten mir dies noch nicht, und gleichwohl ahne ich, daß Sie auch ein wenig Besorgniß für meine geringe Person an den Tag gelegt haben.“

„Ach, Sie treiben Ihren Spott mit unsern aufrichtigsten Gefühlen,“ antwortete halbschmollend Emma. „Wenn Sie nur bedächten, was es heißt, für Jemand wahre Besorgniß empfinden.“

„Also haben Sie wirklich geglaubt, ich sei in Gefahr?“ entgegnete halblaut Ferdinand. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Theilnahme,“ setzte er mit tiefer Stimme hinzu.

Der Pfarrer fühlte sich so glücklich gestimmt durch die Worte Emma's, er hätte ihr in diesem

Augenblick sagen mögen, welch Maaß von Wonne sie über ihn auszuschütten, fähig sei. Doch er wurde schnell in seinen süßen Empfindungen gestört. —

„Nun trinken Sie eine Tasse Thee, und dann kommen Sie zum Whist!“ rief der General. „Wir haben jetzt lange genug geharrt; künftig spielen wir gar nicht mehr mit Ihnen, wenn Sie uns öfter in dieser Weise warten lassen.“

„Das wäre sicherlich ein großes Unglück für mich!“ antwortete Ferdinand, indem er Platz nahm. —

Die Damen lachten, denn sie wußten, daß der Pfarrer sich nicht viel aus dem Spiel machte und nur daran Theil nahm, um dem General gefällig zu sein, und ihm die Zeit vertreiben zu helfen.

XI.

Auch in A. hatte der Winter seinen eisigen Hauch zur Geltung gebracht, Blätter und Blüthen entführt, und dafür eine große, weiße Decke über die Erde gebreitet. — Die Vergnügungen der Jugend hatten jetzt einen andern Anstrich gewonnen als im Sommer. Auf dem, bei der Stadt gelegenen, und mit einer dicken, glatten Eisrinde bedeckten See fuhren unzählige geputzte Damen und Herren mit großer Gewandtheit Schlittschuh, dann und wann in ein schadenfrohes Lachen ausbrechend, wenn ein Allzukühner seine Kunst überschätzt hatte und nun für seine verwegene Wendung der Länge nach hinschlug, daß das Eis erdröhnte.

Traf ein solcher Unfall eine zarte Dame, dann wurde wohl kein Lachen laut, man bemühte sich vielmehr, von allen Seiten hülfreich zuzuspringen,

doch immerhin gab es Einen oder den Andern, der — wenn auch halbverborgen — eine hämische Bemerkung machte.

Unter den männlichen Schlittschuhfahrern zeichneten sich besonders die Offiziere von Karsten und Sternberg als Meister aus; sie hatten die nöthige Zeit, dieses Lieblings-Vergnügen der früheren Jugend auch jetzt zu ihrer Passion zu machen um in Uebung zu bleiben und sich wohl noch mehr Geschicklichkeit und Ausdauer anzueignen. — Die Damen blickten gewiß, davon waren sie überzeugt, mit einiger Bewunderung nach ihnen, wenn sie wie ein Pfeil über die glatte Fläche dahinschossen, oder in tausend Windungen einander umkreisten.

Ernst war seit der Abreise seiner Mutter von A., ebenfalls nur wenig dort gewesen, da ein mehrmonatliches Commando ihn von dem Garnison-Orte fern gehalten. Um so vertraulicher war dadurch jetzt sein Umgang mit Leo, der fast nicht mehr ohne ihn leben konnte.

Leo hatte den Verlust seiner Jugendliebe verschmerzt; durch seine Vermittelung war das Verhältniß der Schwester Bianka zu dem Assessor Gilbe ein öffentliches geworden; er hatte bald

nach jener Scene im Garten die Eltern zur Einwilligung bewogen und die Verlobung des jungen Paares herbeigeführt, wodurch er seine Schuld an Bianka wieder abgetragen wußte. — Aber auch er hatte von neuem einer wonnigen Regung in seinem Herzen Raum gegeben, von der zwar außer seinem Busenfreunde Ernst noch Niemand das mindeste ahnte, die aber dessenungeachtet jetzt sein ganzes Wesen bald mit einer ausgelassenen Heiterkeit, bald mit einer ergreifenden Schwermuth und tiefen Niedergeschlagenheit erfüllte, je nachdem der Stern seiner Hoffnung hell oder matt leuchtete. Und er hatte ihm bis jetzt meist nur sehr matt geleuchtet, wenn er aufrichtig gegen sich selber sein wollte und nicht absichtlich sich zu täuschen suchte.

Laura Gilbe war das Glück so hold gewesen, die Aufmerksamkeit und besondere Beachtung des Husaren-Offiziers auf sich zu ziehen. Durch die Beziehungen des Assessors Gilbe zu seiner Schwester hatte er Gelegenheit gehabt, die junge Dame öfter zu sehen und ihre Reize zu bewundern, sie zuweilen zu sprechen und dann die hohe geistige Begabung Laura's, den sittlichen Werth ihrer An-

schauungsweise und ihr edles, kindlich-frommes Gemüth zu verehren. — Er war so ganz von der Liebe zu Laura Gilbe durchdrungen, all sein Denken und Empfinden hatte sich so vollständig für sie concentrirt, daß er weder Zeit behielt, sich wie früher recht häufig wilden Genüssen hinzugeben, noch Vergnügen an derartigen Zerstreuungen fand, und es wohl Manchem erschien, als werde er ganz seinen bisherigen Leichtsinn ablegen und jetzt einem ruhigen, soliden Lebenswandel nachstreben. —

Nur Ernst war anderer Meinung. — Wenn er auch dem Freunde den Schmerz ersparte, ihm gradezu zu sagen, daß Fräulein Gilbe nie daran denken werde, ihn zu lieben, so hielt er sich doch fest davon überzeugt, daß die als ein Muster der Damen erzogene Jungfrau keinem von ihnen, am wenigsten aber Leo ihr Herz schenken werde, da von diesem doch Manches bekannt war, was eine vollständig schuldlose Dame wohl zu ernster Ueberlegung, ob sie seine Liebe annehmen könne, veranlassen mußte. — Leo hatte für das Städtchen A., in welchem selten eine Neuigkeit lange verborgen blieb, bereits zu viel Liebesabenteuer bestanden.

Oft schon hatte Ernst gelinde Zweifel gegen Leo ausgestoßen, daß er in seiner Schwärmerei für Fräulein Gilbe glücklich sein werde und ihm gerathen, wenn er daran denke, ein ernstes Verhältniß anzuknüpfen, sich außerhalb nach der künftigen Lebensgefährtin umzusehen; doch Leo wußte entschieden gegen jeden Zweifel anzukämpfen und hundert Beweise anzuführen, die ihm die sicherste Hoffnung auf ihre Gegenliebe gaben. Ernst schüttelte dann ungläubig den Kopf und bedauerte den Freund seiner Täuschung wegen, fürchtend, daß wieder eine wilde, zügellose Zeit folgen werde, sobald er seinen Irrthum erkannt habe.

Inzwischen kamen die beiden Freunde fast täglich mit Laura Gilbe zusammen, welche häufig Bianka besuchte, dann und wann auch mit auf das Eis ging. Zwar versuchte sie nie, es den andern Damen gleich zu thun und auch Schlittschuh zu fahren, aber gern ließ sie sich von einem Schlittschuhläufer mittelst eines Eisschlittens umherschieben; und diesen Dienst durfte Leo nur selten Einer nehmen. Ihr freundlich-beredter Dank für das ihr bereitete Amüsement, ein argloser Blick

ihres schönen Auges war wohl die einzige oder größte Hoffnung, die sie dem Lieutenant je auf ihre Liebe gegeben; doch er fühlte sich glücklich durch diese Beweise des Wohlwollens.

„Wir müssen eine Schlittenpartie arrangiren, Ernst, und überhaupt öfter den Damen das Vergnügen des Schlittenfahrens bereiten, sie lieben es sehr!" begann eines Tages Leo, als er eben wieder sehr begeistert für seine Liebe war.

„Ja, meinetwegen!" entgegnete Ernst trocken. „Sorge nur für die Schlitten, mitfahren will ich schon."

„Die Menschen sind hier mit ihren Gespannen, sobald vom Schlittenfahren die Rede ist, ganz unverschämt theuer; wir werden uns auf andere Weise zu helfen wissen."

„Aber wie? — Wir könnten uns allenfalls selber vorspannen, wodurch wir den Damen eine gewiß anerkennenswerthe Ehre erwiesen. Man thut dergleichen ja, um Jemand ganz besonders zu ehren, und Aufsehen, was die letzteren doch immer gern erregen, machen wir jedenfalls auch durch eine solche Fahrt."

„Du bist ein schlechter Rathgeber! — Nein,

ich habe darüber nachgedacht, und ein anderes ganz probates Mittel erfunden, billig und gut zu fahren."

„Ich bin neugierig. Laß hören!"

„Nun, erstlich nehmen wir die beiden Pferde meines Vaters!"

„Das ist sehr einfach, darüber braucht man erst nicht lange nachzusinnen."

„Höre weiter: Zweitens spannen wir je eins von unsern Reitpferden an."

„Träumst Du, oder redest Du wirklich im wachen Zustande?" fragte herzlich lachend Ernst.

„Ich sehe nicht ein, was über meinen Vorschlag zu lachen ist!" sprach etwas empfindlich Leo.

„Nicht? Glaubst Du denn, daß unsere Reitpferde so ohne Weiteres geduldig den Schlitten ziehen werden?"

„Wir können ja erst probiren! Die Thiere sind sehr zahm und werden ausgezeichnet gehen."

„Ich möchte die Fahrt wohl einmal mit ansehen, namentlich wenn Damen im Schlitten säßen. Um Alles in der Welt aber wollte ich selber mich nicht daran betheiligen, viel lieber will ich den Schlitten ziehen."

„Du brauchst Dich ja auch nicht hineinsetzen, wenn Du Dich fürchtest; ich werde den Schlitten fahren, und Du kannst das andere Gespann nehmen.“

„Und was für Damen willst Du fahren?“

„Vorläufig keine, erst werde ich die Pferde probiren.“

„Leo, Du ruinirst dieselben, und kannst Dich leicht unglücklich machen; bedenke das!“

„Wenn ich Deinem Rosse einen Schaden zufüge, so ersetze ich Dir das Thier; um mich sei unbesorgt,“ sprach Leo ärgerlich.

„Meinetwegen fahre wohin Du willst!“ entgegnete ebenfalls empfindlich Ernst. —

Die Verstimmung der Freunde währte indessen nicht lange. — Sobald sie wieder einig waren, mußten die Burschen die Pferde vorführen, Geschirre und Schlitten wurden von dem Kutscher des Gerichts-Directors von Karsten gestellt, und die Probefahrt begann.

Obgleich Ernst ein Unheil befürchtete, hatte er sich doch neben den Freund in den Schlitten gesetzt, um ihm nicht Anlaß zu Neckereien zu geben. Die Burschen der Offiziere standen hin-

ten auf, damit sie für den Fall der Noth sogleich bei der Hand wären und helfend beispringen konnten.

Schritt vor Schritt gingen die Pferde durch die Straßen der Stadt dahin, Leo hielt sie sehr kurz in den Zügeln und bewachte mit ängstlicher Sorgfalt jede ihrer Bewegungen. Erst als sie die Stadt im Rücken hatten, und nun eine ebene, wohlbefahrne Bahn sich weithin ausdehnte, wagte der junge Offizier, die Leine etwas nachzulassen und durch eine leichte Bewegung mit der Peitsche anzudeuten, daß er einen kurzen Trab wünsche. — Ohne Weiteres folgten die Thiere dieser Mahnung und eilten mit einer größeren Lebhaftigkeit weiter, ganz, als seien sie stets zum Ziehen verwendet worden.

„Nun siehst Du," sprach triumphirend Leo, „daß die Pferde weit besser gehen und folgsamer sind als die alten Wagengäule meines Vaters. — Es versteht sich ja auch ganz von selber, fuhr er fort, daß sie mehr Dressur haben müssen."

„Jubele nur nicht zu früh!" erwiderte Ernst. „Selbst wenn wir heute wohlbehalten zu Hause wieder anlangen und kein Unfall Dich zur Vor-

sicht mahnt, kannst Du das nächste Mal doch Deinen Einfall bitter zu beklagen haben. Reitpferde gehören einmal nicht vor den Schlitten." —

Etwa eine halbe Stunde waren sie so gefahren; als Leo die Rosse wendete, um nach der Stadt zurückzukehren. Auch dies ging ziemlich gut, obgleich das eine der Thiere etwas scheu zur Seite sprang, als durch das Drehen des Schlittens ihm der letztere ein wenig den Hinderfuß berührte. — Doch es beruhigte sich wieder, und von neuem, wenn auch schon etwas weniger sorglos, fuhr Leo im Trabe weiter.

„Wenn dergleichen in Gegenwart einer Dame passirte, so gäbe es sicherlich einen Heidenlärm," sprach Ernst, als das Pferd wild zu werden gedroht hatte.

„Die Thiere werden sich nach und nach an das Ziehen gewöhnen," entgegnete Leo. „Wir wollen morgen lieber nochmals eine Probefahrt unternehmen."

„Meinetwegen, wenn Du durchaus willst!" —

Das Gespann hatte beinahe wieder die Stadt erreicht, als der Schlitten durch das schnellere Herabgleiten von einer kleinen, kaum merklichen

Anhöhe den Pferden zu nahe kam und etwas unsanft an die Hinterbeine stieß. In demselben Augenblick machte Leo's Roß einen mächtigen Sprung, das andere wurde hierdurch ebenfalls scheu, und — durch den heftigen Ruf Leo's an die Burschen, nach vorn zu eilen und den Thieren in die Zügel zu fallen, noch mehr erschreckt, jagten sie trotz der straffgehaltenen Zügel in wilder Raserei dahin.

Die Burschen hatten den Schlitten verlassen, um den Befehl des Offiziers auszuführen, waren aber außer Stande gewesen, die Pferde zu erreichen, und blickten nun rathlos dem mit der Schnelligkeit des Windes forteilenden Gespann nach.

„Halte die Zügel nicht so straff!" rief Ernst, „Du richtest damit nichts aus. Lasse sie eine Zeit lang ruhig schießen, und ziehe sie dann mit einem Mal wieder an."

Leo folgte diesem Rath. — Indem fuhr der Schlitten durch das Thor der Stadt und sauste an den Häusern vorbei, daß Niemand im Stande war, die Insassen des Fuhrwerks zu erkennen. Aber Jeder, an dem das Gespann vorüber raste, beklagte die Lage der Dahinjagenden.

In unbeschreiblich kurzer Zeit waren die Pferde fast die ganze Stadt der Länge nach durcheilt, ohne daß ein Unglück angerichtet worden wäre, da theils die Straße leer war, theils schon aus der Ferne Jeder dem tollen Fuhrwerk ausbog. —

Eben kam der Schlitten in die Nähe einer Querstraße, als aus derselben ebenfalls ein Gespann angejagt kam und den Weg der scheuen Thiere kreuzte. Diese warfen sich sofort mit der alten Schnelligkeit zur Seite, der Schlitten schleuderte mit furchtbarer Gewalt gegen die Ecke eines Hauses, wurde umgeworfen, die Offiziere flogen heraus, und die Pferde, jetzt gehemmt durch die Verwickelung der Stränge, schleiften noch eine kurze Strecke den Schlitten mit fort, dann standen sie ermattet still.

Als die jungen Männer gegen das Haus geworfen waren, hatte ein dumpfer Schrei die Bewohner der nächsten Gebäude und die schon früher aufmerksam gewordenen Zuschauer vor die Thür gelockt. Eilig strömten jetzt von allen Seiten Menschen herbei und traten in die Nähe der noch immer daliegenden Offiziere, rathlos, in welcher Weise am besten zu helfen sei. — Mühe-

voll erhob sich Ernst nach einer Weile, den linken Arm schlaff am Körper herunter hängen lassend und aus einer Kopfwunde heftig blutend. — Mit vor Schmerz zusammengebissenen Zähnen trat er auf Leo zu, der ihn mit einem jammervollen Blicke ansah, und fragte: „Nun Kamerad, wie ist Dir die Probe-Schlittenfahrt bekommen?“

„Wie Dir?“ fragte dagegen mit matter Stimme Leo. „Hast Du keine Glieder gebrochen?“

„Ich weiß nicht, vielleicht meinen linken Arm. Und Du?“

„Ach, schaffe eilig eine Tragbahre herbei, ich kann mich nicht erheben, viel weniger gehen.“

„Bei Gott, Du siehst verzweifelt aus!“ —

Ohne Zögern wendete sich Ernst an einige herzugetretene Soldaten, befahl ihnen, schleunigst einen Tragkorb für Kranke zu holen, einigen andern trug er auf, die Pferde auszuspannen und nach den Ställen zu bringen, und eine dritte Abtheilung sandte er nach dem zuerst aufzufindenden Militärarzt.

In kurzer Zeit war der Tragkorb herbeigeschafft; Leo wurde, so heftig er auch stöhnte und klagte, hineingelegt, dann schritt Ernst voraus,

und mehrere Soldaten mit dem Kranken folgten in einiger Entfernung nach der Wohnung des Directors von Karsten.

Fast zu gleicher Zeit mit Ernst traf auch der Regimentsarzt hier ein. —

Die Eltern Leo's hatten schon von dem Vorfall Kenntniß bekommen und empfingen den Freund ihres Sohnes mit schwerem, leiderfüllten Herzen. Als aber auch gleich darauf Leo in das Haus getragen wurde, und er, wiewohl unter lautem Gestöhn, versicherte, daß es lange nicht so schlimm mit ihm stehe, wie es scheine, fühlten sie sich etwas beruhigt.

Die ärztliche Untersuchung ergab, daß Leo das linke Bein unterhalb des Kniees gebrochen hatte, Ernst aber mit einer argen Verrenkung der Schulter und der erwähnten Kopfwunde, die allerdings tief, aber nicht gefährlich, davon gekommen war.

Auf diese Weise endete die mit so großen Hoffnungen von Seiten Leo's begonnene Probe-Schlittenfahrt.

Nur während weniger Tage fesselte der Unfall den Lieutnant Sternberg an das Zimmer. Noch in derselben Woche war er im Stande, wieder aus-

zugehen und den leidenden Freund auf seinem Schmerzenlager zu trösten und aufzurichten.

Leo litt entsetzlich. Der zersplitterte Knochen bereitete ihm furchtbare Schmerzen; dazu kam, daß er unbeweglich — das Bein in der Schwebe — liegen mußte und — hülflos wie ein Kind — lediglich auf die Fürsorge der Seinen angewiesen war. Der junge ungeduldige Mann fand diesen Zustand unerträglich und blickte mit einem Anfluge von Verzweiflung auf die lange Dauer seines ihm gewissen Krankenlagers.

„Lasse es gut sein, und füge Dich in Geduld!" sprach dann wohl Ernst, wenn der Unmuth den Freund bewältigen wollte. „Wenn Du wieder gesund bist, versuchen wir doch noch einmal, ob wir unsere Pferde nicht als Zugthiere gebrauchen können. Freilich wird dann wohl kein Schnee mehr liegen, aber das schadet nichts, wir nehmen dann einen Wagen, und brauchen mit diesem nicht so leicht befürchten, umzuwerfen."

„Du solltest Dich schämen, mich in meinen Schmerzen noch mit Deinem Spott zu quälen," entgegnete voll Ingrimm Leo.

„Ich spotte nicht, aber lachen muß ich doch

jedes Mal, so oft ich an unsere Fahrt denke. Spaßhaft wäre es gewesen, wenn das erste Mal das Unternehmen glücklich abgelaufen, und der Unfall uns erst in Begleitung der Damen getroffen hätte."

„O, schrecklich wäre es gewesen! — Doch hast Du nichts von Fräulein Gilbe gehört?"

„Sie soll viel auf dem letzten Balle getanzt haben."

„Unmöglich, sie tanzt überhaupt nicht viel!"

„Ich weiß es nicht, da ich den Ball nicht besucht habe, sondern die Nacht an Deinem Lager wachte. Aber gesagt wurde es beim Mittagstisch."

„Lasse die Leute schwatzen! Bin ich erst wieder im Stande, auszugehen, dann werbe ich ernstlich um sie und führe sie als Frau heim. Damit hat alles Reden ein Ende."

„Vorausgesetzt, daß sie Deine Hand annimmt."

„Daran zweifle nicht, wenn Du mir einen Gefallen erzeigen willst; ich bin ihrer Liebe gewiß."

„Dann wohl Dir: sie ist ein Engel an Liebenswürdigkeit!"

„Wahrhaftig, das ist sie; und wenn ich so recht lebhaft an sie denke, wäre ich im Stande, mit meinem gebrochenen Bein zu ihr zu eilen.“

„Dann denke lieber nicht an sie, denn jede Bewegung verzögert die Heilung Deines Beins. Und da Du nun doch einmal nicht früher zu ihr gehen kannst, bis Du wieder vollständig hergestellt bist, so thust Du am besten, Du verschiebst diesen glücklichen Augenblick nicht durch eigene Schuld.“

„Du hast leider Recht, und ich muß mich in Geduld fassen. O, wenn Du nur einmal zu ihr so recht theilnehmend von mir sprechen wolltest, um dabei ein wenig zu ergründen, wie sie jetzt über mich denkt.“

„Das habe ich längst, und zwar gleich nach dem Unfall gethan.“

„Ach, und Du hast mir kein Wort davon erzählt. Wie wenig kennst Du die Gefühle eines liebenden Herzens, oder Du bist ein schlechter Kamerad, der nur ungern dem Freunde eine selige Minute gönnt.“

„Was ich aus dem Munde Deiner Herzenskönigin gehört habe, ist keineswegs geeignet, Dir

selige Minuten zu bereiten. Deshalb habe ich Nichts erwähnt."

„Du faßt Alles falsch auf! Erzähle mir Dein Gespräch mit Fräulein Gilbe, und ich will Dir beweisen, daß es von Interesse für mich ist."

„Ich war zu ihrem Bruder gegangen, und hatte das Glück, neben der jungen Dame einen Platz am Kaffeetisch zu erhalten. Das Gespräch drehte sich anfangs um gleichgültige Gegenstände, endlich kamen wir auch auf unsere Schlittenfahrt, und ich gestand ganz offen, daß wir die Pferde einfahren wollten, weil Du einige Tage später mit Deiner Schwester und Fräulein Laura eine Schlittenpartie auf dem Gespann machen wolltest."

„O welche Aufopferung!" rief darauf Laura erregt. „Wie bedaure ich, daß der Lieutenant von Karsten also auch meinetwegen sich den Beinbruch zugezogen hat."

„Und das ist noch gleichgültig für mich?" fragte Leo. „Ja sie ist ein liebenswürdiges Mädchen!" setzte er seufzend hinzu.

„Höre nur weiter!" begann Ernst von neuem. „Ich freute mich Deinetwegen über diese Aeußerung, und gedachte, den unglücklichen Vorfall so

recht zu benutzen, um Dich in den Augen der Dame zu erheben. Begeistert fuhr ich fort: Ach, Karsten fühlt sich glücklich, daß der Unfall ihn allein getroffen hat, er würde vor Schmerz vergangen sein, hätten Sie und seine Schwester sich ihm anvertraut, und es wäre dann auch nur die geringste Veranlassung zu einem Erschrecken herbeigeführt worden." —

„O in diese Lage konnte Herr von Karsten nicht kommen," entgegnete lächelnd Fräulein Gilbe, „ich hätte mich sicherlich nicht auf seinen Schlitten gesetzt."

„Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf, mein Fräulein?" sprach ich verlegen. „Herr von Karsten ist doch ein sehr geachteter und besonnener Mensch."

„Gewiß! schon sein Stand spricht dafür, daß er ein geachteter Mann ist. Aber immerhin muß ich gestehen, daß sein oft doch etwas übermüthiges Auftreten ein Mädchen von ihm zurückschrecken kann," antwortete das Fräulein mit einer Miene, als hätte sie wohl noch mehr sagen mögen.

„In der Regel fühlen sich die Frauen von einem Manne, wie Karsten ist, jung und lebensfroh, etwas leichtsinnig und übermüthig, wie Sie,

mein Fräulein, die Extravaganzen meines Freundes zu nennen beliebten, eher angezogen als abgestoßen, und ich begreife in der That nicht, daß Sie so strenge sein Thun richten, da er in Wirklichkeit doch wahrlich ein vortrefflicher Mensch ist," wagte ich anzuführen.

„Da mache ich eine Ausnahme von der Regel," erwiderte bestimmt die Dame. „Ich will keineswegs die Vortrefflichkeit des Herrn von Karsten antasten; meine Behauptung ist nur die: daß ich mich in keinem besondern Falle ihm anvertrauen möchte."

„Es wurde noch viel in dieser Weise gesprochen, doch Fräulein Gilbe blieb bei ihrer Erklärung."

„Und diese Aeußerung hältst Du für einen Beweis der Gleichgültigkeit gegen mich?" fragte, überlegen lächelnd, Leo. „O wie wenig kennst Du die Herzen der Frauen," fuhr er in mitleidigem Ton fort. „Grade in der Behauptung ihres Mißtrauens gegen mich liegt der beste Beweis, daß ich ihrem Herzen näher stehe, als ich ahnte. Wirklich Freund, Du weißt nicht, wie glücklich Du mich durch Deine Mittheilung gemacht hast"

„Wohl bekomme Dir Dein Glaube!" entgegnete Ernst. „Jedem andern Mädchen gegenüber mag Deine Ansicht die richtige sein, doch Fräulein Gilbe kennt kein Atom von Verstellung; ihr Denken liegt stets offen und frei da."

„Ja doch, das weiß ich wohl; aber in Herzensangelegenheiten sind junge Damen häufig mit sich selber im Streit, und sie wissen oft allein nicht, wie sie empfinden."

„Ich wünsche Dir aufrichtig Glück zn Deiner Ansicht, mein Freund, und will auch nicht wieder versuchen, Dich von Deinem Glauben abzubringen, weil Du sonst am Ende noch annehmen könntest, ich mißgönnte Dir Deinen Sieg. Wenn ich bisher zuweilen Zweifel an der Liebe des Fräulein Gilbe laut werden ließ, so geschah es, damit Du Dich nicht ganz in Sicherheit wiegen solltest. Eine derartige Enttäuschung schlägt, wie ich gehört habe, tiefe Wunden."

„Ich kenne Deine edle Absicht und bin Dir dafür dankbar. Doch fürchte nichts, ich werde die Hand Laura's bestimmt erringen."

Langsam und einförmig entfloh den beiden Offizieren der Rest des Winters. Leo blieb an

das Krankenbett gefesselt, und Ernst hielt es für seine Pflicht, während des größten Theils der freien Zeit dem Freunde Gesellschaft zu leisten. — Doch auch diese schwere Prüfungszeit schlich endlich vorüber; der Tag kam, an welchem Leo zum ersten Mal an der Krücke sein Lager verlassen und sich wenigstens in einen bequemen Stuhl niedersetzen konnte. — Dies war sowohl für den Patienten wie für seine Gesellschafter eine unaussprechliche Erleichterung, denn nun arrangirte der genesende Offizier auch täglich eine Whist-Partie, und das Spiel, das oft bis spät Abends fortgesetzt wurde, bot eine anziehende, nie stockende Unterhaltung sowohl für den Reconvalescenten wie für seine Freunde.

Jetzt währte es auch nicht mehr lange, so konnte der junge Mann erst eine Zeit lang im Zimmer auf- und abgehen, dann wagte er, natürlich gestützt, kleine Ausflüge auf die Straße, und als der Schnee von den Dächern geschmolzen war, die Vegetation von neuem in frischem Grün zu prangen anfing, da fühlte Leo nichts von der überstandenen Krankheit, er schritt fast wieder mit altgewohnter Lebhaftigkeit an der Seite des

Freundes dahin, und hegte sogar den kräftigen Willen, in nächster Zeit wieder in Dienst zu treten und das Pferd zu besteigen, dem er wenigstens theilweise den bösen Unfall, der ihn so lange an das Krankenlager gefesselt, zu danken hatte.

Schon mehrmals hatte der Lieutenant dem Fräulein Gilbe gegenübergestanden und mit sehnsüchtigem Herzen den Augenblick herbeigewünscht, in welchem er endlich seinen Gefühlen Worte leihen und dem holden Mädchen sagen könne, wie heiß und innig er sie liebe; aber immer war seinem Vorsatze, die erste Gelegenheit zu benutzen, irgend ein Hinderniß in den Weg getreten, oder Laura war selber jeder vertraulichen Annäherung seinerseits ausgewichen, wenngleich sie ihn im Allgemeinen mit herzlicher Freundlichkeit und unverkennbarer Achtung behandelte.

Endlich an einem Sonntag-Vormittage schien das Glück den liebenden Offizier zu begünstigen. Er kam von der Wachparade und schritt in das Haus des Superintendenten, um — wie er sich sagte — den vor kurzem zum Kreisrichter beförderten Schwager abzuholen, in Wahrheit aber,

um seine Angebetete wenigstens für einen Augenblick zu sehen und zu sprechen.

Er traf Laura am Klavier, welche eben eine Sonate spielte, als er unangemeldet zu ihr in das Zimmer trat.

Sie hatte das Klopfen an der Thür nicht gehört, und Leo bat nun, indem er näher an sie herantrat, demüthig um Verzeihung, daß er eine Störung veranlaßt, sein Eintreten damit entschuldigend, daß er Niemand getroffen, der ihn anmelden können.

Heiter lächelnd, erhob sich Laura von ihrem Sessel und ersuchte Leo, auf dem Sopha Platz zu nehmen, versichernd, daß ihr Vater jeden Augenblick erwartet werde und der Bruder ebenfalls in kurzer Zeit erscheinen müsse.

Verbindlich entgegnete Leo, wie ihre Gesellschaft ihm werther als jede andere sei und er sich glücklich fühle, vom Geschick so begünstigt zu sein, für einen Augenblick in ihrer Nähe weilen zu dürfen.

„Aber Sie stehen noch immer, Herr Lieutenant, und das wird Ihrem noch wohl schwachen Bein doch gewiß schwer. Wollen Sie sich nicht ein

wenig niederlassen?" entgegnete, seine Schmeichelei unbeachtet lassend, Laura.

„Sie haben Recht, mein Fräulein, ich armer Krüppel bedarf der Ruhe," antwortete Leo, den ihm angewiesenen Sitz einnehmend. „Doch," fuhr er lachend fort, „bald werde ich wieder ganz so kräftig als früher sein, und das gebrochene Bein ebenso wie das gesunde gebrauchen können."

„Sie müssen schrecklich gelitten haben, Herr Lieutenant," sprach Laura bedauernd.

„Ja, ich habe unsägliche Schmerzen ausgestanden; doch Fräulein Laura, in all den Schmerzen tröstete mich ein süßes, wonniges Gefühl und erhob mich zuweilen ganz über das Empfinden eines körperlichen Leids," entgegnete bedeutsam Leo.

„Da sind Sie ein sehr glücklicher, beneidenswerther Mensch!" antwortete, leise seufzend, Laura.

„Ich hoffe es zu werden; noch ziehen mich zuweilen neidische Zweifel von dem Himmel meiner Seligkeit zurück."

„Ach, Zweifel sind böse, schmerzliche Empfindungen, Herr Lieutenant. Wenn Sie es vermeiden können, lassen Sie nie Zweifel in Ihr Herz schleichen," sprach vertraulich Laura.

„Aber ist man nicht zuweilen genöthigt, einen Zweifel im Herzen aufkommen zu sehen?“ fragte Leo.

„Leider,“ antwortete, traurig seufzend, Laura. „Doch,“ fuhr sie bestimmt fort, „der Mann kann so leicht jeden Zweifel beseitigen, es liegt in seiner Hand, sich nach allen Richtungen hin Aufklärung zu verschaffen.“

Hielt Leo diese Sprache für eine Aufmunterung sein Glück zu versuchen? — Gewiß! — Ein kurzer Moment, und er hatte sich vor der jungen Dame auf ein Knie niedergelassen, indem er mit bewegter Stimme sprach: „Fräulein Laura, verzeihen Sie meine Dreistigkeit, mit der ich es wage, Ihnen zu nahen. Aber Ihre Worte haben mir den Muth dazu gegeben. Auch ich muß mir endlich Gewißheit verschaffen, Sie selber sagten, daß Zweifel böse Empfindungen seien. — Fräulein Laura, ich verehre und liebe Sie mit der ganzen Kraft meines Herzens! O bitte, entscheiden Sie über mein künftiges Geschick, sagen Sie mir, ob ich hoffen darf, einst glücklich zu werden, oder ob ich der elendeste Mensch bin.“

Bestürzt und verwirrt stand Laura vor dem leidenschaftlichen jungen Manne. Ach, sie hatte

nicht im entferntesten geahnt, daß seine angedeutete Liebe ihr selber gelten könne, da sie ihm stets fern geblieben war. Es that ihr weh, ihn jetzt unbarmherzig aus seinem Irrthum reißen zu müssen, denn sie fühlte in diesem Augenblick, daß seine Sprache aufrichtig sei.

Eine Thräne in das Auge zurückdrängend, reichte sie dem Offizier die Hand und bat mit bewegter Stimme: „Stehen Sie auf, Herr Lieutenant, und hören Sie ruhig meine Erwiderung auf Ihre Erklärung an.“

Leo hoffte noch immer: er erhob sich und nahm seinen Platz wieder ein, während sich Laura ihm gegenübersetzte. Dann begann sie mit sanfter Stimme: „Herr Lieutenant, Ihr Antrag würde mich vielleicht glücklich gemacht haben, wäre ich noch Herrin meines Herzens. Sie haben offen zu mir gesprochen, und ich vertraue Ihrer Ehrenhaftigkeit zu sehr, als daß ich nicht diese Offenheit erwidern sollte, obgleich noch kein Mensch auf der ganzen weiten Welt ahnt, welche Empfindungen mein Herz hegt. Doch ich gestehe Ihnen, ich liebe schon seit lange einen edeln, hochherzigen jungen Mann. Aber so wenig dieser wie irgend

Jemand weiß um meine Liebe und dieselbe wird wohl nie erwiedert werden. Doch Sie müssen es so gut wissen wie ich, Gefühle lassen sich nicht erzwingen, und mein Herz kann seinen Empfindungen nicht untreu werden. — Dies sei meine Erwiederung auf Ihr Geständniß; bewahren Sie es als ein heiliges Vermächtniß einer Dame, die sich vielleicht eben so unglücklich fühlt als Sie in diesem Augenblick. — Lassen Sie uns Freunde bleiben! — Sie sind ein Mann, und werden den kurzen Traum, der eine Zeit lang Sie beglückt hat, bald im Leben vergessen. Mögen Sie reichen Ersatz dafür finden! —"

Laura reichte bei dem Schluß dieser Worte nochmals dem enttäuschten Manne die Hand. Dieser preßte für einen Augenblick seine Lippen darauf. Als sie Laura zurückzog, glänzte hell eine Thräne auf ihren Fingern.

Leo verbeugte sich stumm, und schritt langsam zum Pfarrhause hinaus. Sein Gesicht war bleich wie der Tod, er schleppte das kranke Bein mit einer so steifen Bewegung nach, als habe er erst an diesem Tage zum ersten Mal wieder seine Dienstfähigkeit erprobt.

Laura blickte ihm lange sinnend nach. Als er ihren Augen entschwunden war, rannen ein paar heiße Thränen über ihre Wangen. Galten diese ihrem oder dem Schmerz des Husaren-Offiziers? Wohl größtentheils dem letztern, denn sie hatte seit lange nicht geweint.

Gleich darauf trat auch der Superintendent in seine Wohnung. Er kam direct aus der Kirche, wo er an diesem Tage durch einige außergewöhnliche Amtshandlungen länger als sonst beschäftigt gewesen war. Zärtlich betrachtete er die Tochter, welche ihm mit freundlichen Mienen entgegen kam, nicht ahnend, daß dieselbe eben schmerzliche Thränen geweint habe.

XII.

Die Sonne neigte sich zum Untergange und kündete hiermit den herannahenden Abend an, als ein leichtes Fuhrwerk, auf der großen Landstraße daherfahrend, in das Dorf Genzhagen bog.

Der Kutscher, ein biederer Vorpommer, drehte sich auf seinem Sitze um, griff ehrfurchtsvoll an die Mütze, als wolle er dieselbe wohl abziehen, finde es aber zu beschwerlich, sie ein wenig zu lüften, und rief in dem gemüthlichen platten Dialect des Vorpommers zum Wagen hinein: „Nun Herr Lieutenant, haben wir endlich das Ziel unserer Reise erreicht: wir befinden uns in Genzhagen!“

„Gott sei gedankt, daß wir das Dorf doch noch gefunden; ich glaubte schon, wir würden bis in alle Ewigkeit fahren können, ehe wir es

erreichten," antwortete die wohlbekannte Stimme des Lieutenants Sternberg, indem sich der junge Mann in der Halbchaise etwas vorbog und mit prüfendem Blick die Umgegend musterte. Dann fuhr er nach kurzer Recognoscirung fort: „Dort liegt die Kirche, nicht weit davon steht ein recht ansehnliches Gebäude, das muß der Beschreibung nach das Pfarrhaus sein. Fahren wir also darauf zu."

Der Kutscher kam gehorsam dieser Weisung nach, und nach wenigen Minuten rollte der Wagen auf den Pfarrhof.

Der Pastor befand sich auf dem Schlosse, dagegen trat die Gerichtsräthin neugierig zum Hause heraus, um den Fremden, der unerwartet noch so spät eintraf, zu empfangen. — Als nun aber Ernst aus dem Wagen sprang und sie in seine Arme schloß, da war die Ueberraschung so groß, das Glück so maßlos, daß die alte Dame, vor freudiger Erregung zitternd, dem Sohne an der Brust liegen blieb, bis dieser sie lachend in das Haus führte.

„Aber wie konntest Du nur so böse sein und mich in dieser Weise überraschen?" sprach halb

vorwurfsvoll die Mutter, als sie sich von der unerwarteten Freude etwas erholt hatte.

„Je nun," antwortete leichthin Ernst, „es ist in A. gegenwärtig gar zu langweilig, auch Leo von Karsten hat nach überstandener Krankheit eine längere Erholungs- und Badereise angetreten, da kam mir denn vorgestern der Gedanke, daß ich ja auch einmal Urlaub nehmen könnte. Schnell führte ich den Vorsatz aus, und — da bin ich nun, um runde vier Wochen in Eurer lieben Nähe auf dem Lande zu leben."

„Vier Wochen? O das ist ja herrlich! Wie wird sich Ferdinand freuen, ich will sogleich nach ihm schicken, er ist auf dem Schlosse."

„Nein, nein, thue das nicht, liebe Mama; ich will auch ihn vollständig überraschen."

„Wie Du willst; doch nun erzähle mir auch umständlich, mein Herzenssöhnchen, wie es Dir die ganze lange Zeit ergangen ist, während ich eilig den Thee für uns bereite."

Die Fragen und Antworten hatten jetzt kein Ende, immer neue Gespräche verdrängten die begonnenen. — Als Ferdinand in die Thür trat, hatten die in der Unterhaltung Vertieften gar

nicht sein Kommen gehört, so daß dieser jetzt eigentlich der Ueberraschende war.

Von neuem erfolgten die Ausbrüche eines glücklichen Wiedersehens, herzliche Umarmungen und Versicherungen der Freude über das gegenseitige Wohlbefinden, bis mit der Zeit auch dieser Rausch des Glücks sich legte und eine sanfte, stille Heiterkeit an seine Stelle trat.

Zum ersten Mal seit langer Zeit sah an diesem Abend die Gerichtsräthin nicht die Familie des Generals. Doch da sie nun auch den jüngsten Sohn an ihrer Seite wußte, entbehrte sie nicht die Gesellschaft der ihr werthen Personen auf dem Schlosse. Erst spät in der Nacht trennte sie sich von dem so lange ihr fern gewesenen jungen Manne, und suchte ihr Lager, die beseligende Freude im Herzen tragend, während vier langer Wochen nun im Besitze beider Söhne zu bleiben. —

Am nächsten Morgen begann eben die Sonne, die blinkenden Thautropfen von den Gräsern hinwegzuküssen, als Ernst, schon in prächtiger Uniform, den Säbel an der Seite, sein Zimmer verließ und in den Pfarrgarten trat, um von hieraus einen Spazierweg in den nahen Wald zu suchen.

„Wo willst Du schon so früh hin?“ rief ihm der Pfarrer nach, der ebenfalls vor kurzem das Bett verlassen hatte, und — noch mit seiner Toilette beschäftigt — ihn erblickte.

„Spazierengehen! Willst Du vielleicht mit?“

„Jetzt kann ich noch nicht fort, da ich erst einige Leute erwarten muß, die ich früh hierher bestellt habe. — Später stehe ich ganz zu Deiner Disposition.“

„Dann werde ich jetzt allein gehen und nachher in Deiner Gesellschaft: ich bin unermüdlich.“

„So komm und trinke erst eine Tasse Milch; wir wollen uns dieselbe in aller Eile selber zubereiten, damit die Mutter nachher zum Zeitvertreib Untersuchungen anstellen kann, wer in der Speisekammer gewesen ist.“

Hierzu war Ernst gern bereit. Er trat zurück in das Haus, und die Brüder schlichen sich in die Speisekammer, nahmen hier Zucker, Eier und Milch, woraus der Pastor ein Getränk bereitete, welches dem Offizier sehr gut schmeckte. — In heiterer Stimmung verließ er den Bruder, und wanderte das Dorf entlang dem Walde zu.

Vom Dorfe aus führte ein gut unterhaltener

Weg durch den mit umfangreichen Buchen bestandenen Wald dahin, nur für Spaziergänger eingerichtet. — Immer bergan steigend, gelangte man auf dem Pfade an eine aus alter Vorzeit sich noch theilweise erhaltene Ruine, und von hieraus führte er weiter zurück nach dem Schlosse.

Ernst war entzückt von dem schönen Buchenwalde und dem aus den Zweigen der Bäume und Sträucher zu ihm herübertönenden Gesang der Vögel. Immer weiter und weiter drang er in den Wald, die Schönheit der herrlichen Natur bewundernd, bis er mit einem Mal vor der alten Ruine stand.

Die Ueberreste zweier Thürme ragten noch in einer ziemlichen Höhe empor, dazwischen die vielfach geborstenen und theilweise verschütteten Mauern des alten Schlosses zeigend, unter welchem sich, so weit das Auge an einem in die Tiefe führenden Eingange erkennen konnte, einst ausgedehnte Keller und Räume befunden haben mußten. Das Ganze machte einen wildromantischen Eindruck. — Ernst gebrauchte lange Zeit, um sorgfältig jeden einzelnen Theil der alten verfallenen Burg zu besichtigen und in Augenschein zu nehmen.

Er stieg mit vieler Mühe auf einer ebenfalls größtentheils verfallenen Steintreppe in dem Innern der Thürme, bis auf das Plateau derselben, mehrmals in Gefahr kommend, mit den unter seinen Füßen weichenden Steinen herunterzufallen.

Verwundert und gestört in ihrer Ruhe umkreisten ihn hierbei einzelne Thurmfalken, Dolen und Eulen, oder flogen mit heiserem Gekrächze davon.

Auf der obersten noch besteigbaren Stelle des höchsten Thurmes angelangt, konnte der Lieutenant das ganze Dorf Genzhagen und die nächste Umgegend überschauen. Er weidete sich längere Zeit an der reizenden Fernsicht, dann stieg er wieder hinab und wanderte spähend in dem Gemäuer des vollständig verfallenen Schlosses umher, von dem übrigens nur noch wenig Sehenswerthes übrig geblieben war. Eine fast unbezwingbare Neugierde führte ihn mehrmals an den fast vollständig verschütteten Eingang zu unterirdischen Räumlichkeiten, aus welchem nur eine tiefe Finsterniß ihm entgegengähnte. Gar zu gern wäre er hinabgestiegen und hätte auch hier Forschungen

angestellt, indem seine Phantasie ihm die schauerlichsten Bilder vor die Seele malte. Er gedachte der Zeit, in welcher vielleicht arme Gefangene in diesen Räumen geschmachtet hatten und schließlich einen grauenvollen Hungertod gestorben waren. Doch er konnte seine Neugierde nicht befriedigen, da ihm das Eindringen in diese schauerliche Finsterniß doch zu wagehalsig und gefährlich erschien, indem sich kein einigermaßen sicherer Pfad nach unten entdecken ließ. Schließlich wendete er sich wieder nach Außen und betrachtete von neuem das zerfallene Gemäuer.

Die alte Ruine ist es werth, daß sie gezeichnet wird, dachte er bei sich. Sie muß, wenn die Zeichnung einigermaßen sorgfältig ausgeführt wird, sich sehr gut auf dem Papier ausnehmen. Hierbei zog er eine Brieftasche hervor, nahm ein zusammengelegtes Blatt aus derselben, suchte sich einen vortheilhaften Platz, von welchem er die eine Fronte der Ruine vollständig übersehen konnte, und begann mit emsigem Fleiß und großer Aufmerksamkeit, die Umrisse der Burg und der Umgebung zu zeichnen.

Etwa eine halbe Stunde mochte der Offizier

eifrig in dieser Arbeit fortgefahren sein, als ihn das Bellen eines Hundes unweit von sich darauf aufmerksam machte, daß Jemand nahe. Er blickte auf und gewahrte, wie zwei große Doggen auf ihn zukamen und ihm drohend die Zähne wiesen. Aergerlich über die Störung griff er nach einem in seiner Nähe liegenden Stein und warf damit nach dem nächsten der Hunde, erwartend, dadurch die Thiere zu verscheuchen. Doch er hatte sich geirrt! Kaum war der kräftig geworfene Stein auf den Rücken des einen der Hunde gefallen, als Beide wie rasend auf ihn zugestürzt kamen und durch ihre ganze Haltung zeigten, daß sie eben nicht gesonnen seien, freundschaftliche Unterhandlungen mit dem Fremden anzuknüpfen.

Erst jetzt sah Ernst ein, daß er in Gefahr schwebe, zerrissen zu werden, wenn er sich nicht die Doggen vom Leibe zu halten verstehe. Ohne lange Ueberlegung griff er nach seiner guten Klinge, stellte sich mit dem Rücken fest gegen den nächsten Baum, und ließ nun, kampfbereit, die Thiere in seine unmittelbare Nähe kommen, was übrigens nur einen kurzen Moment währte. Dann aber schwirrte der Säbel, mit großer Geschicklichkeit

geführt, um ihn herum, so daß die Hunde nicht vermochten, ihn zu erreichen. Doch für die Dauer mußte der Kampf für den Husaren-Offizier unangenehme Folgen haben; die Thiere setzten ihre Angriffe immer von neuem fort, jedem Hiebe geschickt ausweichend, und da sie beständig von zwei Seiten auf ihren Gegner losstürzten, so bedurfte es dessen ganzer Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart, sie von sich in gebührender Entfernung zu halten. Die ungewohnte Situation und ungeheure Kraftanstrengung, die das Abwehren der Bestien veranlaßte, versetzten den Lieutenant nach und nach in eine schreckliche Lage: er triefte von Schweiß, der Arm fing an, ihm den Dienst zu versagen, und seine Brust keuchte wie unter einer schweren Last. Er war unfähig, länger Stand zu halten und sah den Augenblick herannahen, in welchem er die Beute der blutgierigen Doggen werden mußte.

Da, als er eben todtesmatt, den Arm mit dem Säbel sinken lassen wollte, trat aus dem Walde unweit von ihm eine fremde Dame im feinen weißen Kleide hervor, musterte überrascht, die kämpfende Gruppe und rief dann im

befehlenden, erzürnten Tone: „Nero, Pluto, hierher!“

Ohne Weiteres folgten die Hunde diesem Ruf, und lagerten sich — gehorsam dem Winke ihrer Herrin — in einiger Entfernung von derselben. Die Letztere war für den Lieutenant ein rettender Engel gewesen: er betrachtete sie im ersten Augenblick wie eine gütige Waldfee, und blickte voll Verehrung und Bewunderung zu ihr hinüber. Aber in wenigen Secunden hatte er seine ganze Geistesgegenwart wieder erlangt, er steckte friedlich die Klinge ein, und schritt — ehrerbietig grüßend — auf die Unbekannte zu. Als er aber nahe an sie heran kam, mußte sie nochmals energisch den Hunden Ruhe gebieten, denn diese erhoben sich, von neuem den Kampf suchend.

Hätten die Doggen nicht einer jungen, schönen Dame, sondern einem Herrn gehört, der Offizier würde in diesem Augenblick ein ernstes Wort mit dem Besitzer derselben gesprochen haben; doch jetzt war sogleich sein Unmuth geschwunden. Mit verbindlichen Worten sprach er: „Mein gnädiges Fräulein, Sie haben mich durch Ihr Erscheinen aus einer schrecklichen Gefahr befreit, ich war auf

dem Punkte angelangt, den Hunden zu erliegen, als Sie mich von ihnen befreiten."

„Ich bedaure aufs innigste, nicht Ihre Retterin, sondern die Veranlassung dazu gewesen zu sein, daß Sie sich einer — wie ich aus Ihrem völligen Erschöpftsein schließe — ungeheuren Anstrengung unterziehen mußten. Ich hätte die Hunde zu Hause lassen sollen," erwiderte mit einer sanften, wohlklingenden Stimme die Dame.

„Nein, ich habe mir die Schuld wohl ganz allein beizumessen, daß ich Gefahr lief, zerrissen zu werden," antwortete, tief Athem schöpfend, Ernst, indem er sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn wischte.

„Sie haben also die Thiere gereizt?"

„Ich warf nach dem einen, als er mir etwas zu nahe kam, worauf beide, wie toll, auf mich losstürzten."

„Sonst pflegen sie keinen Menschen zu belästigen," antwortete lächelnd die junge Dame. „Freilich," fuhr sie fort, „sind sie nicht gewohnt, auf diesem Wege Menschen zu begegnen, und da sie nun einen völlig Fremden erblickten, mögen sie sich wohl für berechtigt gehalten haben, Sie ein wenig

genauer in Augenschein zu nehmen; Neugierde ist ja so natürlich! — Nun, Sie hielten diese Neugierde für Unverschämtheit, und dadurch entspann sich der Kampf. Das Recht war auf Ihrer Seite, und ich beklage nochmals von ganzem Herzen, die Hunde heute mitgenommen zu haben."

„Mein gnädiges Fräulein, Sie sind zu gütig; ich hatte schon eine Schuld begangen, indem ich diesen, wie ich jetzt erst aus Ihrer Rede vernehme, nicht für Jedermann bestehenden Weg betrat, und habe dafür die gerechte Strafe erhalten. Ich erlaube mir, mich bei dieser Gelegenheit Ihnen als den Lieutenant Sternberg vorzustellen, und zu meiner Entschuldigung noch anzuführen, wie mein Bruder, der Pfarrer, mich nicht darauf aufmerksam gemacht hatte, daß dies lediglich ein Privatweg sei."

Die Dame verneigte sich und entgegnete anmuthig: „Ich heiße Emma von Nolten und bin die Tochter des Besitzers von Genzhagen. Ihr Herr Bruder, der mit uns eng befreundet ist, hat wohl gewußt, daß es für ihn und seine Familie keine verbotenen Wege auf unserm Gute giebt, und deshalb unterlassen, Sie zu warnen."

Erst jetzt wagte Ernst, der jungen Dame voll und offen ins Gesicht zu schauen. Aber wie wurde ihm, der bisher kalt an den schönsten Jungfrauen vorüber geeilt war, bei diesem Blick. — Auch Emma hatte das Auge zu ihm erhoben, ein Auge, das die höchsten und seligsten Freuden des Lebens zu spenden versprach. Nie hatte der muntere Offizier in ein Antlitz geschaut, auf dem so viel Schönheit und Anmuth ausgeprägt war, als in den Zügen dieser Dame. Der sonst so kecke Lieutenant fühlte sich verwirrt und befangen, er schlug erröthend das Auge zu Boden und war für den ersten Moment unfähig ein Wort zu sprechen. Doch als nicht der Blick der holden Erscheinung dem seinen begegnete, wich auch die Verwirrung von ihm; schnell gewann er seine bisherige Kühnheit wieder. Er erhob von neuem das Auge, und gewahrte, daß Emma ebenfalls verwirrt zur Erde niedersah. Sein Blick überflog die ganze liebliche Gestalt der Jungfrau, und in dem Herzen des Jünglings regte sich bei dieser Musterung ein wonniges Gefühl, das er bis dahin noch nicht gekannt.

Lange standen sie sich schweigend gegenüber;

Beide fühlten eine Befangenheit in sich, die sie am Sprechen hinderte. — Ernst, der sonst so witzige und wegen seiner Unterhaltungsgabe allgemein geschätzte Mann, war unfähig, ein Gespräch zu beginnen. Er kam sich vor wie ein Schulbube, der die Züchtigung des Schulmeisters fürchtet, und hätte sich selber prügeln können, seiner Unbeholfenheit wegen. — Endlich erhob auch Emma ihren seelenvollen Blick wieder; sie schien im Begriff, sich zu verabschieden und umzukehren.

Jetzt mußte Ernst reden, um die Ausführung dieses Vorsatzes zu verhüten. — „Mein gnädiges Fräulein,“ sprach er, „der Weg nach dieser Ruine scheint auch einige Anziehungskraft für Sie zu besitzen: es wandelt sich herrlich am frühen Morgen unter dem muntern Gesang der Vögel im Walde.“

Ein Lächeln spielte für einen Augenblick um den Mund der jungen Dame, dann erwiderte sie: „Es ist der interessanteste Weg in der Gegend von Genzhagen, und ich wähle ihn fast stets zu meinen Spaziergängen.“

„Aber ich wundere mich, daß Sie schon so

früh Ihre Promenade antreten. In der Regel pflegen zarte Damen die schönen Morgenstunden zu verschlafen."

„In den Städten wohl, aber wir Landleute sind daran gewöhnt, die edle Zeit zu nützen; wir beherzigen das Sprüchwort: „Morgenstunde hat Gold im Munde!" — Uebrigens liebe ich den Aufenthalt im Walde so sehr, daß ich auch gern Nachmittags ein Stündchen hier weile."

„Ha, dachte Ernst, da mußt Du auf dem Posten sein, um keine Gelegenheit zu versäumen, diesen Engel zu sehen und zu sprechen." Laut erwiderte er: „O ich wünschte, ich könnte mit meinem Bruder den Aufenthalt wechseln, ich würde ganze Tage hier umherstreifen."

„Aber wenn nun der Winter käme, wie würden Sie da den Aufenthalt auf dem Lande finden?" fragte lächelnd die Freiin.

„Nun, hier in Genzhagen gewiß wie im Paradiese," erwiderte enthusiastisch Ernst.

„Genzhagen ist im Winter eben so langweilig, wie jedes andere Dorf;" sprach Emma.

„Ach nein, das ist nicht möglich!" entgegnete mit leuchtenden Blicken, Ernst. „Ich würde recht

oft um die Erlaubniß bitten, nach dem Schlosse kommen zu dürfen, und da ist es unwahrscheinlich, sich zu langweilen."

„Sie kennen ja das Schloß und seine Bewohner noch gar nicht, Herr Lieutenant; wie können Sie da behaupten, daß man sich dort nicht langweilt?"

„Mein gnädiges Fräulein, ich bin so kühn, zu hoffen, daß wenn ich nach dem Schlosse käme, auch Sie mir vielleicht für einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit schenkten. Diese Augenblicke würden mir tagelangen Stoff zum Nachdenken geben, und mich vor Langeweile schützen."

„O Sie sind ein arger Schmeichler, Herr Lieutenant," erwiderte mit einiger Befangenheit die Freiin. „Ihr Herr Bruder ist täglich in meiner Gesellschaft, aber noch nie hat er mir derartige Elogen zu machen versucht."

„Meine Rede sollte keine Schmeichelei sein," sprach sehr feierlich der gewandte Offizier, „ich hasse Schmeicheleien. Was ich sagte, war tief empfunden, gnädiges Fräulein."

Emma blickte dem jungen Manne erröthend ins Auge, und sie mußte in demselben wohl lesen,

daß er wahr spreche. — Vielleicht erschien ihr seine Nähe jetzt zu gefährlich, denn sie sah nach einer kleinen goldenen Uhr, und rief dann überrascht: „Schon achte durch, ich habe lange hier geweilt, und muß nun den Rückweg antreten.“

„Auch ich will heim wandern,“ antwortete Ernst. „Doch,“ fuhr er lebhaft fort, „täusche ich mich nicht, so muß ich, wenn ich den Weg, den Sie kamen, verfolge, ebenso schnell den Pfarrhof erreichen, als wenn ich auf dem gekommenen Pfade zurückgehe.“

„Gewiß!“ erwiderte die Freiin. „Wenn Sie mich bis an den Park begleiten, und dann den rechts abführenden Fußsteig verfolgen, so kommen Sie nach dem Pfarrhofe.“

Ernst betrachtete diese Entgegnung als Erlaubniß, die junge Dame durch den Wald geleiten zu dürfen, und schritt voller Glück an ihrer Seite dahin. Unterwegs sprach er lächelnd: „Es wäre doch eine fatale Geschichte, wenn mich Jemand von meinen Kameraden im Gefecht mit den Hunden gesehen hätte. Ich schätze mich glücklich, daß Niemand außer Ihnen, mein gnädiges Fräulein, um die Angelegenheit weiß.“

„Und ich werde gänzlich darüber schweigen, da Sie die Scene als ein Geheimniß behandelt wissen wollen," antwortete gutmüthig Emma.

„O wie vielen Dank bin ich Ihnen bereits für Ihre Güte und Liebenswürdigkeit schuldig;" betheuerte Ernst.

„Hier, Herr Lieutenant, führt der Pfad ab, den Sie einzuschlagen haben, um nach der Pfarrwohnung zu gelangen. Wenn Ihre Frau Mama schon munter sein sollte, so haben Sie die Güte, ihr einen Gruß zu bestellen. — Doch nein, Sie wünschen ja, daß unser Zusammentreffen ein Geheimniß bleibe, deshalb dürfen Sie keine Bestellungen machen. — Adieu, Herr Lieutenant! Ihr Weg führt immer grade aus. —" Mit einer artigen Verbeugung war die Baronesse im Park verschwunden, Ernst stand da, als habe er so eben geträumt, und das Traumbild sei nun mit einem Mal vor seinen wachen Blicken davongeeilt. —

Hatte er den Wunsch ausgesprochen, das Begegnen überhaupt geheim zu halten? — Nein! Es war von ihm nur angedeutet, wie es ihm lieb sei, wenn das Gefecht mit den Hunden nicht laut werde; sie mußte also entweder seine Worte falsch

gedeutet oder auf feine Weise ihm haben zu verstehen geben wollen, daß sie wünsche, ihr Zusammentreffen mit ihm möge seinen und ihren Verwandten ein Geheimniß bleiben. Es schmeichelte ihm, mit der jungen, liebenswürdigen Freiin, die er weit über die sämmtlichen Damen seiner Bekanntschaft stellte, ein Geheimniß zu theilen, und stolz, das Herz voll von süßen Empfindungen, schritt er der Pfarrwohnung zu.

„O wie lange Du ausgeblieben bist!" rief ihm der Pfarrer schon aus der Ferne entgegen. „Seit einer Stunde wartet die Mutter mit dem Kaffee auf Dich, und Du wirst wohl eine kleine Lexion von ihr erhalten."

„Es wird so schlimm nicht werden," entgegnete Ernst. „Ich habe einen tüchtigen Spaziergang durch den herrlichen Buchenwald gemacht, und mich so sehr in die Schönheiten der Natur vertieft gehabt, daß ich mich gar nicht wieder von dem Walde trennen mochte."

„Aber Ernst, nun laß mich auch nicht länger warten," bat die Mutter, welche das Gespräch der Söhne aus dem Zimmer anhörte.

Gleich darauf befanden sich die beiden Männer

an der Seite der Mutter am Kaffeetisch, und versicherten zur Freude der alten Räthin, daß doch Niemand einen so guten Kaffee zu bereiten verstehe als sie. —

Im Laufe des Vormittags machte Ernst in seiner Parade-Uniform dem General einen Besuch, und trat dem alten Manne gegenüber ganz so auf, als befinde derselbe sich noch im Dienst und sei also sein Vorgesetzter. Der General, obgleich nichts weniger als einer jener Menschen, die ihren Rang als eine Berechtigung betrachten, mit Geringschätzung auf den minder Hochgestellten herabzublicken, wußte dennoch das bescheidene, ehrerbietige und gleichwohl männlich feste Auftreten des jungen Mannes zu schätzen. — „Das ist ein anderer Mensch, als jener Garde-Offizier," sprach er leise zu seiner Gattin, als Ernst sich angelegentlich mit der ihm durch ihren Vater vorgestellten Tochter unterhielt. — Er fand so viel echt militairischen Scharfsinn, so viele natürliche Geistesfähigkeiten und einen so ausgebildeten Verstand in dem Lieutenant vereint, daß er im Geheimen ihm eine große militairische Laufbahn prophezeihte. — Aber auch seine Unterhaltungsgabe,

das freie und doch so rücksichtsvolle und tactmäßige Auftreten des Lieutenants nahmen den General ganz für ihn ein. — Sehr freundlich bat er, ihm jeden Tag für einige Stunden seine Gegenwart zu schenken, und so oft er nur könne, nach dem Schlosse zu kommen. Dafür stellte er ihm sein bestes Reitpferd zur Disposition, und empfahl ihm, dasselbe ganz nach Belieben zu benutzen; eine Vergünstigung, die noch Niemandem zu Theil geworden war.

Auch die Generalin empfand ein eigenes Behagen in der Gesellschaft des wohlgebildeten und an den Umgang mit hochgestellten Damen gewöhnten Jünglings.

Und Emma? — Sie sprach im Verhältniß zu sonst wenig, sah den Offizier auch nie mit einem so freundlichen, offenen Blicke an, wie den Pfarrer, schlug vielmehr häufig das Auge zu Boden, wenn Ernst sehnsüchtig zu ihr herübersah; aber trotzdem mußte ihr die Gesellschaft des Lieutenants wohl eben so lieb sein als die des Pfarrers, denn als dieser sich später ebenfalls einfand, und die Gespräche bald hier, bald dort sich theilten, hätte ein eifriger Beobachter wahrnehmen

können, daß die Baronesse fast ausschließlich ihr Ohr den Reden des jüngsten Sternberg zuwendete.

„Herr Pastor, Ihr Bruder ist ein Mensch, wie ich mir wohl einen für immer in die Nähe wünschte; der hat Kopf und Herz auf der rechten Stelle," sprach der General zu Ferdinand, als er diesem allein gegenüberstand, während Ernst sich mit den Damen beschäftigte.

„Er ist ein vortrefflicher Sohn und Bruder," erwiderte voll Wärme der Pastor. —

Am Nachmittage, als eben Ferdinand und Ernst ein schattiges Plätzchen suchten, auf dem sie ein Stündchen ruhen wollten, erschien der General auf dem Pfarrhofe, und machte einen Lärm mit den bei sich führenden Hunden, daß sowohl die Gerichtsräthin aus dem Nachmittags-Schlafe fuhr, als ihre Söhne den Garten verließen, um nach der Ursache der Störung zu sehen.

Kaum gewahrte der General die herbeieilenden Brüder, als er artig grüßte und um Entschuldigung des geräuschvollen Auftritts bat, indem er als Grund dazu anführte, daß sich seine Hunde

nicht mit dem bissigen Thiere auf dem Pfarrhofe vertragen wollten. Dann fuhr er fort: „Ich habe es sehr eilig mit meinem Gegenbesuch, und komme auch ganz ungenirt im gewöhnlichen Hausanzuge; Sie müssen dies einem alten invaliden Soldaten verzeihen! Trotz dieses Verstoßes gegen die Etikette aber, meine ich es herzlich gut mit Ihnen, was Sie schon daraus erfahren mögen, daß ich nicht die Zeit erwarten konnte, in welcher ich Sie wiedersehen durfte."

Der Pastor führte den General in das Haus, und auch die Gerichtsräthin erschien, um den Letzteren zu begrüßen. — Dieser setzte sich bequem in einen Lehnstuhl, und sprach dann: „Es ist plötzlich der Besuch zweier Nachbarn bei mir angemeldet, und da komme ich denn, um die Herrschaften zu bitten, ebenfalls den Nachmittag in meiner und der Gesellschaft meiner Familie verbringen zu wollen, vorausgesetzt, daß Sie nicht schon andere Dispositionen getroffen haben."

„In keiner Weise," entgegnete die Gerichtsräthin, „wir werden uns die Ehre geben und erscheinen."

„Ach da kommen Sie lieber gleich mit," bat

der General. „Es ist bei uns im Pavillon so schön kühl, daß Sie, die Sie doch ewig über zu große Hitze klagen, nicht bereuen werden, ein Stündchen früher als gewöhnlich den Weg nach dem Schlosse angetreten zu haben.“

Die Gerichtsräthin machte noch Einwendungen gegen diesen Vorschlag, doch Ernst war sogleich bereit, aufzubrechen, und so mußte auch sie sich fügen. Ferdinand folgte gern dahin, wohin ihn sein Herz zog.

Im Laufe des Nachmittags versammelte sich eine recht muntere Gesellschaft auf dem Schlosse. Wie der General gesagt, kamen zwei angesehene Besitzer aus der Nachbarschaft mit ihren Familien an und brachten eine so lebhafte Conversation in Gang, daß der Lieutenant sich wunderte, wie man auf dem Lande, wo doch das Leben in so einförmiger Weise an dem Menschen vorüberfließt, so viel Stoff zur Unterhaltung sammeln könne. — Obgleich auch er sich anscheinend mit großem Interesse an den Gesprächen betheiligte, namentlich, wenn das Glück ihm so hold war, für einen Augenblick die Freiin in seine Nähe zu führen, wünschte er doch nichts mehr, als daß die Gäste

des Generals sich allenthalben nur nicht in Genzhagen befinden möchten. Er wäre dann höchstwahrscheinlich im Stande gewesen, sich unbemerkt am Nachmittage nach der Ruine schleichen zu können, und hätte dort vielleicht die Freiin angetroffen. O, er hatte ihr so unendlich viel zu sagen und zu erzählen, daß er es als die höchste Gunst des Geschicks betrachtete, wenn es ihm die junge Dame nochmals, so wie am Morgen, zuführen sollte.

Als der Tag sich mehr und mehr seinem Ende zuneigte und der Abend mit seiner angenehmen Kühle die lästige Hitze verdrängte, begab sich die Gesellschaft in den Garten, um die herrlichen Anlagen und die von dem General mit besonderer Vorliebe gepflegten, aus dem ferneren Süden eingeführten Gewächse zu bewundern. —

Erst jetzt war es Ernst vergönnt, durch geschickte Wendungen zuweilen, unbeachtet, an die Seite der Freiin zu gelangen, sie einen Augenblick vor einem Baum oder Strauch zu fesseln, und so einen kleinen Raum zwischen sich und den übrigen Anwesenden zu gewinnen. Dann wußte er wohl für Augenblicke dem Gespräch

einen mehr zu seinen Gefühlen und Empfindungen passenden Charakter zu geben, doch immer waren es nur kurze Momente, die er benutzen durfte, um nicht die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft zu erregen.

Erst spät am Abend trennte man sich, nachdem Ernst das Versprechen zurückgelassen hatte, am folgenden Tage seinen Besuch auf dem Schlosse zu wiederholen. — So wenig Ferdinand als seine Mutter hatte eine Ahnung davon, was in dem Herzen des Jünglings vorging, und beide ließen ihn gewähren, höchst erfreut, daß der Aufenthalt in Genzhagen ihm Vergnügen und Annehmlichkeiten bereite.

Am nächsten Morgen war Ernst wieder der erste, der aus dem Pfarrhause schritt. Er hatte schon so früh das Schlafzimmer verlassen und mit solcher Geräuschlosigkeit den Spaziergang angetreten, daß Niemand durch ihn gestört worden war. Als der Pfarrer aus dem Schlaf erwachte, befand sich der junge Offizier schon lange im Walde, und der erstere glaubte, er liege noch — umfangen von den sanften Armen des Schlummergottes — auf den weichen Kissen seines Bettes ausgestreckt.

Mit großem Eifer machte sich Ernst, bei der Ruine angekommen, von neuem an die am vorigen Tage auf so unangenehme Weise unterbrochene Zeichnung. Doch je länger er arbeitete, in je kürzeren Zwischenräumen langte er seine Uhr hervor und sah mit einer gewissen Ungeduld auf das Vorrücken der Zeit. — Jetzt mußte sie nahen, die er so sehnsüchtig erwartete, denn es war um dieselbe Stunde, in welcher sie ihm zum ersten Mal erschienen war. Er hielt es nicht länger auf dem eingenommenen Platze aus, sondern faltete das Papier zusammen, steckte es in die Brieftasche, und schritt den Weg entlang, nach dem Schlosse zu. —

Emma von Nolten hatte sehr wenig und höchst unruhig geschlafen. Bange, beängstigende Träume hatten sie alle Augenblick aus dem Schlummer emporgeschreckt; immer war die Scene bei der Ruine, als sie den Offizier im Kampfe mit den Doggen erblickte, vor ihren Geist getreten, und ihre aufgeregte Phantasie hatte ihr schreckliche Bilder vor die Seele gezaubert. Sie sah den Lieutenant, wie er, von Schweiß und Blut bedeckt, bittend die Hand gegen sie ausstreckte; dann wollte sie ihm zu Hülfe eilen, und — er-

wachend, gewahrte sie, daß sie eben nur geträumt habe.

Schon früh verließ auch sie ihr Lager, doch war sie mit sich selber nicht einig, ob sie an diesem Morgen den gewöhnlichen Spaziergang nach der Ruine im Walde antreten dürfe. — Gewiß, dachte sie, wird er dort sein, und was müßte er glauben, wenn auch ich wieder wie gestern erschiene. — Nein, nein, es geht nicht, auf keinen Fall nach der Ruine!

Aber, flüsterte es ihr zu, wo denn hin? —

Nur ein Endchen in den Park, und dann durch die Gärten zurück! antwortete sie sich selber.

Während diese Gedanken das Köpfchen der jungen Dame beschäftigten, beendete sie ihre Toilette. Merkwürdigerweise war dieselbe noch mit mehr Sorgfalt ausgeführt als sonst. — Und als sie nun das Schloß verließ, nahm sie auch die Doggen, ihre gewöhnlichen Begleiter auf der Promenade, nicht mit. — Doch sie wollte ja heute nur bis an die Grenze des Parkes gehen und dann umkehren, mithin bedurfte sie derselben nicht zum Schutz.

Sie hatte den Park durchschritten. — Ach, der Morgen war so schön, das Grün der Buchen hatte eine so frische, saftige Farbe, der Gesang der Vögel ertönte so lockend und einladend aus dem Walde herüber, daß sie unmöglich schon umkehren konnte.

Nur ein ganz kleines Eckchen weiter, dachte sie bei sich und schritt entschlossen in den Wald hinein. Aber auf keinen Fall bis zur Ruine: das war ihr fester Vorsatz! —

Ob er wohl wirklich wieder dort sein mag? fragte jetzt ganz leise, kaum vernehmbar, eine Stimme in dem Herzen Emmas. — Es ist gleichgültig! erwiderte sie sich; warum soll er nicht da sein, wenn es ihm Vergnügen macht. —

Gewiß wird er hoffen, auch Dich wieder zu treffen, da Du so unvorsichtig warst, zu gestehen, daß dies Deine tägliche Promenade sei, sprach die Stimme weiter.

Ein ängstliches Herzklopfen antwortete hierauf. Ich könnte ein wenig in das Gebüsch treten und unbemerkt nach der Ruine hinüberschauen, dann aber, wenn ich mich überzeugt, unverweilt nach Hause eilen. Dieser Gedanke tauchte jetzt wie ein

zündender Funke in dem Köpfchen der Freiin auf, und schon stand sie im Begriff, ihn zur Ausführung zu bringen, als auf dem Kieswege leichte Schritte vernehmbar wurden, und gleich darauf an der nächsten Ecke des Waldes der junge Offizier vor ihr erschien.

Beinahe wäre ein Ausruf der Ueberraschung dem Munde der Freiin entschlüpft. Doch gewaltsam unterdrückte sie ihre Erregung, und schritt nun anscheinend ohne Befangenheit weiter.

O wie glücklich fühlte sich in diesem Augenblick der Lieutenant Sternberg. Er hätte die Arme ausbreiten und vor der holden Jungfrau auf die Kniee sinken mögen. Doch er verbarg so viel als möglich das befriedigende Gefühl, das ihn beschlichen, grüßte achtungsvoll und fragte dann nach dem Befinden der jungen Dame.

„Wie Sie sehen, Herr Lieutenant, bin ich wohl und munter, doch habe ich unruhig geschlafen und böse geträumt;" antwortete lächelnd Emma. „Dies ist auch der Grund, weshalb ich heute früh den Spaziergang hierher angetreten habe."

„Also danke ich das Glück, Sie zu sehen und

zu sprechen, nur einem Leiden Ihrerseits, das schmerzt mich!“ entgegnete traurig Ernst.

„O was hat eine böse Nacht zu bedeuten? Ich würde gar nicht mehr daran gedacht haben, wenn Sie mich nicht nach meinem Befinden gefragt hätten,“ antwortete Emma ausweichend.

Fast eine Stunde verstrich, während die Freiin an der Seite des Offiziers im Walde dahinwandelte. Ihr Gespräch nahm nach und nach schon einen vertraulicheren Charakter an, manche zartsinnige Bemerkung Sternbergs veranlaßte das Herz der Baronesse zum schnelleren Klopfen, sie fühlte sich angenehm unterhalten, und weit mehr von dem Lieutenant angezogen als von der Gesellschaft sämmtlicher Herren, die sie bisher kennen gelernt.

Als sie wie am vorigen Tage beim Park, dem Scheidepunkte, angelangt waren, durfte Ernst schon die Frage wagen: „Und werde ich das Glück haben, Ihnen wieder zu begegnen und Sie begleiten zu dürfen, gnädiges Fräulein?“ — ohne befürchten zu müssen, Emma von Nolten zu erzürnen.

„Ich denke, Sie kommen heute nach dem

Schlosse; versprachen Sie dies nicht dem Vater?" fragte dagegen Emma.

„Gewiß, im Laufe des Vormittags komme ich sicher!" versicherte Ernst.

„Das wird den Vater sehr erfreuen und mir ebenfalls angenehm sein. Nachmittags gehe ich gewöhnlich, während der Herr Pastor meinem Bruder Unterricht ertheilt, spazieren, und da würde ich also auch nicht zu Hause sein, wenn Sie in dieser Zeit kämen."

Jetzt wußte Ernst auch, um welche Stunde er sich Nachmittags bei der Ruine einzufinden habe, um die Freiin zu treffen. Ehrerbietig, mit der Hoffnung, sie bald wiederzusehen, verabschiedete er sich auch an diesem Morgen von ihr, und schlug fröhlichen Herzens den Heimweg ein.

Jetzt verging kein Tag, an welchem sich die jungen Leute nicht wenigstens einmal bei der Ruine fanden. Gewöhnlich aber, und wenn es irgend möglich war, trafen sie am Morgen und auch Nachmittags auf ihren Spaziergängen zusammen. Dazwischen hatten sie Gelegenheit, sich täglich auf dem Schlosse zu sehen und zu sprechen, und wenn hier auch ihre Unterhaltung weit

weniger begeistert als im Walde geführt wurde, die Gespräche sich meist nur um ihnen im Ganzen sehr gleichgültige Dinge drehen durften, so fühlten doch Beide stets ihre Herzen schneller und lauter pochen, sobald sie einander nahten.

So wenig die Eltern Emma's als die Bewohner des Pfarrhauses ahnten das geringste von dem immer zufälligen Zusammentreffen auf den Promenaden zwischen dem Lieutenant und der Baronesse, noch weniger aber dachten sie daran, daß sich ein inniges Verhältniß zwischen den letzteren entspinne. Schien es doch eine ausgemachte Sache, daß der Pfarrer die Freiin liebe und ihre Gegenliebe erringen werde.

Schon mehr denn eine Woche war von der Urlaubszeit des Offiziers verflossen, Ernst schwamm in einem Meer von Wonne und Seligkeit und gedachte nicht der verrinnenden Zeit. Emma war so froh und glücklich wie noch nie in ihrem Leben, ohne sich eigentlich darüber Rechenschaft zu geben, was ihrem Gemüth die fröhliche Stimmung verlieh.

Da traten einige Regentage ein und machten es für die Freiin zur Unmöglichkeit, die Ruine im Walde zu besuchen. Auch auf dem Schlosse fand

sich jetzt kein einziger unbewachter Augenblick, in welchem Ernst hätte den Versuch wagen können, ein Liebe und Sehnsucht athmendes Wort an die Dame seines Herzens zu richten. Ein peinliches Gefühl und eine trübe Stimmung bemächtigten sich des jungen Offiziers, die sich auch bald in in den Zügen der Freiin abspiegelte. Ununterbrochen waren sie von den ihren umringt, da das böse Wetter alle an das Zimmer fesselte.

Doch auf Regen folgt auch Sonnenschein. Nach Verlauf weniger Tage hatten die Wolken ihren Vorrath an Nässe verschüttet, die Sonne lachte wieder in neuer beglückender Pracht auf die Erde hernieder. Zwar konnte der erste Morgen des sonnigen Tages nun noch nicht zu einem Spaziergange benutzt werden, da der Pfad im Walde nicht sogleich wieder für den Fuß einer zarten Dame passirbar war; aber als die Augustsonne einen ganzen Vormittag und auch einen Theil des Nachmittags ihre sengenden Strahlen herniedergesendet hatte, da ließ sich keine Spur der Regentage mehr finden, und Ernst machte sich mit der Hoffnung auf den Weg, sein Lebensglück bei der Ruine zu erringen.

Das Herz Ernst Sternbergs war heute so voll von Sehnsucht und Liebe, alle seine Empfindungen hatten einen so zärtlichen Anstrich gewonnen, daß er die ihn beherrschenden Gefühle kaum verbergen konnte. Und als er nun nach kurzem Warten die Freiin daherschweben sah, auch auf ihrem Gesicht die Freude und Wonne gewahrte, die ihr das unbeobachtete Wiedersehen bereitete, da vermochte er nicht länger seine heiße Liebe zu verbergen, er fiel vor der jungen Dame auf die Kniee, streckte ihr die Hände entgegen und sprach mit vor Aufregung bebender Stimme: „O Emma, Engel meines Lebens, ich kann nicht länger säumen, Ihnen zu gestehen, daß ich Sie mehr als mein Leben und meine Seligkeit liebe, daß ein einziges Wort von Ihren Lippen mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen oder an den Rand der Verzweiflung führen kann.“

Emma war verwirrt stehen geblieben. Das Geständniß der Liebe von Seiten des Mannes, dem ihr Herz ebenfalls gehörte, machte sie namenlos glücklich. Aber sie war zu wenig vorbereitet auf eine solche Scene: sie hatte noch nie daran

gedacht, daß sie in die Lage kommen könne, derartige Worte hören zu müssen. Und nun sollte sie gar eine Erwiderung darauf geben! Ihr Herz war so voll, die jungfräuliche Scham trieb ihr alles Blut in die Wangen, und mit zitternder Stimme bat sie ängstlich: „O Herr Lieutenant, stehen Sie auf und verlassen Sie eilig die Ruine! Meine Eltern folgen mir in einiger Entfernung und müssen in kurzem hier erscheinen. Es wäre schrecklich, wenn sie uns jetzt überraschten, da sie sofort merken würden, daß ich, um Sie hier zu finden, vorausgeeilt sei."

„Und Sie antworten mir Nichts?" fragte Ernst in traurigem Ton.

„Jetzt nicht, Herr Lieutenant! Ich bin außer Stande, Ihnen in diesem Augenblick zu sagen, wie mein Herz fühlt und empfindet. O nochmals bitte ich Sie, verlassen Sie mich jetzt, damit ich mich sammeln kann."

„Ich soll gehen, ohne ein freundliches Wort von Ihrem Munde gehört zu haben?"

Die Freiin reichte ihm die Hand. — Indem vernahm man in geringer Entfernung das Gespräch des Generals.

„O Gott,“ seufzte Emma, „es ist zu spät! Barmherziger Himmel sie kommen!“

Ernst stand dicht an der einen Front der Ruine, als die Worte des Generals an sein und Emma's Ohr drangen. Unmöglich konnte er jetzt noch versuchen, das Dickicht zu erreichen oder in der Ruine ein Versteck zu finden, da der General bereits ganz nahe sein und jeden Augenblick auf dem freien Platz erscheinen mußte. — Doch der Husaren-Offizier war schnell entschlossen, er wagte Alles für seine Liebe! —

„Leben Sie wohl!“ hauchte er leise, dann küßte er die ihm dargereichte Hand der Freiin und — ohne daß diese ahnte, was er beginnen wolle, verschwand er in der grausigen Oeffnung, die in die unterirdischen Räume der Ruine führte.

Ein dumpfes Gepolter und Geroll tönte aus der Tiefe hervor, dann war Alles still wie das Grab. —

Emma stand einen Augenblick da, wie zu Eis erstarrt, sie war unfähig, einen Laut hervorzubringen oder sich von der Stelle zu rühren. Die Sinne schwanden ihr, sie fiel in Ohnmacht.

Als gleich darauf der General mit seiner Gattin näher kam, fanden diese die Tochter auf dem weichen Rasen hingestreckt, einer Leiche gleich, daliegen.

„Mein Kind, meine herzige Emma! O Gott sie ist todt!“ rief händeringend die Generalin, als sie Emma im leblosen Zustande vor sich sah.

Auch der General war tief erschüttert beim Anblick der noch vor kurzem so kräftigen, fröhlichen und jetzt bleich und still daliegenden Tochter. Doch er fürchtete nicht, daß ihre Lebensgeister für immer entflohen seien. — „Beruhige Dich,“ sprach er tröstend zu der weinenden Gattin, „nur eine Ohnmacht, vielleicht die Folge irgend eines Schrecks, hat das arme Kind beschlichen; bald wird es sich erholen.“

„Ja, sie muß wieder erwachen; ich wäre die unglücklichste der Mütter, wenn meine Tochter mir auf diese Weise entrissen würde,“ klagte die Generalin.

„Bleibe hier, während ich nach dem Schlosse eile und einige Essenzen hole, die die Lebensgeister des Kindes bald wieder zurückrufen werden,“ sprach der alte Vater.

„Ich werde gehen, da ich eher wieder zurück sein kann," antwortete die Baronin.

„Nein, nein, Du würdest Dein Leid auf dem ganzen Schlosse verkünden, und ich will den Vorfall nicht ausgesprengt wissen," antwortete — die Tochter küssend und dann sich so rasch es seine altersschwachen Beine erlaubten, entfernend, der General.

Kaum befand sich die unglückliche Mutter mit ihrem Kinde allein, als ihr einfiel, daß unweit von der Ruine der Bach vorbeifließe, und daß auch Wasser häufig zur Wiederbelebung in Ohnmacht Gefallener angewendet werde. Sogleich begab sie sich an den Fluß und versuchte, mit den Händen Wasser zu schöpfen und fortzutragen. Doch so fest sie auch die Finger zusammenpreßte, immer fand die Flüssigkeit noch eine Oeffnung, wodurch sie wieder davon rinnen konnte, ehe die Generalin einige Schritte zurückgelegt hatte. —

Lange mühte sich die arme, besorgte Mutter vergeblich ab, dann, als sie endlich einsehen mußte, daß all ihre Anstrengungen nutzlos seien, begab sie sich zagend zur Tochter zurück.

Es war inzwischen eine geraume Zeit ver-

strichen, und sie hoffte jetzt auf die baldige Ankunft des Gatten.

Die Generalin hatte eben die Ruine verlassen, um Hülfe für ihr Kind von dem Bache zu holen, als diesem die Sinne zurückkehrten. Emma schlug die Augen auf und betrachtete verwundert ihre Umgebung. Aber sogleich trat ihr auch der entsetzliche Vorfall vor die Seele, der die Ohnmacht herbeigeführt hatte. Schnell entschlossen, sprang sie empor und eilte an die Oeffnung, durch die der geliebte Jüngling verschwunden war. Doch so sehr sie auch ihr Auge anstrengte, sie sah nur eine dichte, undurchdringliche Finsterniß vor sich, und kein Laut drang an ihr Ohr. — Nachdem sie eine Zeit lang vergeblich gespäht, brach sie in lautes Schluchzen aus und wandte sich wieder ab von der Ruine. Ein wildes Chaos von Gedanken floh durch den Kopf der erregten Dame. Was war aus dem Geliebten geworden? Was sollte sie anfangen? Durfte sie die Art seines Verschwindens entdecken, oder mußte sie gänzlich schweigen? Nein, nein, das konnte sie nicht! Aber wenn er nun lebte, und durch ihre zu eilige Geschwätzigkeit den Eltern und eigenen Verwandten gegenüber in ein

unvortheilhaftes Licht gestellt wurde, was dann? — Der junge Offizier war sehr ehrgeizig und mußte ihr in diesem Falle sicherlich zürnen, hatte er doch ihretwegen den gefährlichen, schauerlichen Versteck aufgesucht. — Nein, sie durfte vorläufig unter allen Umständen nicht reden. — Aber sie wollte sich selber Gewißheit verschaffen und den geliebten Jüngling, wenn es noch möglich, jedenfalls retten, und zwar mit Hülfe eines treuen, ihr ergebenen Dieners, auf dessen Umsicht und Verschwiegenheit sie sicher rechnen konnte.

Dieser Gedanke, der ihr wie ein Bote des Himmels erschien, gab der Baronesse den Muth wieder, etwas getröstet auf ihre verworrene Lage zu blicken. — Doch weshalb kamen die Eltern noch immer nicht? —

Alle die Fragen, Gedanken und Antworten waren im raschen Fluge durch den Kopf der Freiin gezogen, und eben hatte sie auch eine Entschuldigung für das Ausbleiben der Eltern in Bereitschaft, als die Mutter von der einen, der Vater von der andern Seite ihr nahte.

O wie groß war die Freude der gramerfüllten Mutter, des besorgten Vaters, als sie nun ihr

Kind wieder frisch und gesund, wenn auch mit Thränen in den Augen, vor sich erblickten. Emma wurde fast erdrückt von Liebkosungen. — „Aber meine Tochter, wie ist es nur zugegangen, daß Du so plötzlich in Ohnmacht fallen konntest?“ fragte der General, als sich der Sturm der Freude etwas gelegt hatte.

Emma zitterte bei dieser Frage, ihre Wangen entfärbten sich von neuem, und ein heftiger werdendes Schluchzen sagte dem Vater, daß ein jäher Schreck die Ursache zu dem Unfall gewesen sein müsse, dessen Zurückrufung in das Gedächtniß der Jungfrau für diese nur nachtheilig sein konnte. Deshalb wartete er auch keine Antwort auf seine Frage ab, sondern sprach mit sanfter Stimme: „Fühlst Du Dich stark genug, mein Kind, um einen Besuch auf dem Pfarrhofe zu machen? Wir hatten versprochen, dort Nachmittag einzutreffen, oder wünschest Du Ruhe zu Deiner Erholung?“

„Nein, wir wollen nach dem Pfarrhofe!“ rief Emma so erregt, daß die Eltern sich verwundert und kopfschüttelnd anblickten. Sie mochten denken, die Tochter sehne sich danach, dem Pastor, als ihrem Seelsorger, irgend einen gespensterartigen

Vorfall bei der Ruine mitzutheilen, und ihn um Aufklärung zu bitten.

„Jedenfalls müssen wir aber erst nach dem Schlosse gehen, damit Du Deine etwas in Unordnung gerathene Toilette wieder herstellst,“ sprach die Generalin.

„Gewiß!“ entgegnete Emma, das Weinen einstellend. „Ich werde immer vorauseilen, damit ich Euch nicht lange dort aufhalte.“

Die Eltern versuchten, wieder einen Unfall befürchtend, die Tochter zurückzuhalten, doch diese beruhigte sie mit der Versicherung, daß sie sich jetzt ganz wohl fühle, und hüpfte davon.

Als die junge Freiin auf dem Schlosse angelangt war, rief sie mit großer Hast einen alten, ihr ganz ergebenen Diener herbei, der sie schon als Kind auf den Armen herumgetragen hatte, und ging in Begleitung desselben auf ihr Zimmer. — Nachdem sie dasselbe zur großen Verwunderung des alten Mannes verriegelt, sprach sie mit bittender Stimme, indem von neuem Thränen ihr Auge benetzten: „Werner, ich habe einen Auftrag für Sie, von dessen Ausführung mein ganzes Lebensglück abhängig ist.“

„Fordern Sie mein Leben von mir, und es steht Ihnen zu Gebote," antwortete der Diener.

„Das, was ich Ihnen anvertraue, muß ein stetes Geheimniß bleiben!" fuhr Emma fort.

Werner antwortete nur: „Sie kennen mich ja gnädiges Fräulein."

„Sie haben den Lieutenant Sternberg gesehen," begann Emma von neuem.

„Ein freundlicher, guter Herr!" betheuerte Werner.

Emma brach in Schluchzen aus und sprach weinend: „Der Lieutenant befindet sich in den Kellern unter der Ruine."

„Großer Gott, dann ist er verloren!" rief Werner unbedacht.

Die Freiin war gezwungen, sich auf einen Stuhl niederzulassen; doch sie mußte alle Kraft zusammenraffen und sich beeilen, damit die Eltern sie nicht überraschten. „Nehmen Sie eine Blendlaterne, die Sie nach meinem Fortgehen im Familienzimmer auf einem der Tische finden werden, suchen Sie eine lange, starke Leine, und eilen Sie damit an die Ruine. Die Leine befestigen Sie an einen Baum, nachdem Sie mittelst Einknüpfens

von Stäben eine Art Leiter daraus gemacht haben, und auf diese Weise versuchen Sie, in den unterirdischen Raum zu dringen und mir Gewißheit über die Lage des Lieutenants zu verschaffen. Ich muß dieselbe noch heute Abend haben; und wenn es mir möglich ist, komme ich in einer Stunde selber nach der Ruine," sprach in eiligen Sätzen Emma.

Seufzend und kopfschüttelnd versprach der alte Mann den Auftrag im Geheimen auszuführen, küßte aber beim Fortgehen der jungen Dame mit einer Rührung die Hand, als sei er überzeugt, daß er das Wagniß mit dem Leben büßen werde.

Als Emma allein war, erfaßte sie ein so heftiger Schmerz, daß sie jeden Augenblick erwartete, der Tod mit seiner eisigen Hand werde nach ihrem Herzen greifen, und sie hätte denselben jetzt so gern nahen sehen. Nicht allein der wahrscheinliche Verlust des Geliebten bereitete ihr entsetzliche Qualen; das furchtbare Geheimniß, das sie im Busen barg, marterte sie fast noch mehr als das Weh, welches der Tod des theuren Jünglings über sie verhängen konnte. Und doch mußte sie gefaßt erscheinen, um die Eltern zu täuschen, und

sie nicht in ihrer Nähe zu fesseln. Sie hoffte, entweder vom Pfarrhause aus sich allein entfernen und nach der Ruine eilen, oder im schlimmsten Fall dem Pfarrer Alles entdecken zu können.

Mit einer übernatürlichen Willenskraft drängte sie ihre Empfindungen zurück und ließ sich zum Besuch auf dem Pfarrhofe umkleiden, nachdem sie die Spuren der Thränen und Aufregung aus dem Gesicht entfernt hatte. Es gelang ihr, die Eltern fast vollständig zu täuschen, und diese machten sich in ihrer Gesellschaft zu dem Pastor auf den Weg.

Ferdinand Sternberg und seine Mutter ahnten nicht das mindeste von den Vorgängen bei der Ruine. Sie warteten Beide voll Ungeduld die Ankunft des Generals und seiner Familie — und als nun der alte Herr mit den auf Damen etwas später als sonst erschien, da fragte die Gerichtsräthin vorwurfsvoll nach der Ursache, die so liebe Gäste zu einem ungewöhnlich langen Ausbleiben veranlaßt habe.

„Sehen Sie doch unsere Tochter, wie bleich und matt sie ist,“ entgegnete darauf der General; „sie war plötzlich ohnmächtig geworden, und wenn

sie nicht darauf gedrungen hätte, hierher zu gehen, wären wir gar nicht gekommen.“

Die Gerichtsräthin und der Pastor gaben ihre herzliche Theilnahme über den Unfall zu erkennen, Ferdinand suchte die noch immer höchst erregt und krank erscheinende Freiin auf jede mögliche Weise zu erheitern, was ihm jedoch nicht gelingen wollte. Sie blieb ernst und still, und zuweilen entfloh unwillkürlich ein Seufzer ihrer Brust.

Es verrann Minute auf Minute, während die kleine Gesellschaft eine andere Unterhaltung begann; die schreckliche Angst und Pein der jungen Baronesse wurde aber immer größer, sie konnte die Qualen, die in ihrer Brust wohnten, nicht länger unterdrücken. Eine fieberhafte Röthe trat auf ihre Wangen, die Unruhe der Erwartung trieb sie bald von ihrem Sitze auf, bald fiel sie erschöpft in den Stuhl zurück.

Natürlich zeigte sich jetzt auf jedem Gesicht bange Besorgniß, die Unterhaltung schwieg, und von allen Seiten war man bemüht, der Leidenden hülfreich beizustehen.

Doch Emma verschmähte jede Hülfe. Sie versicherte, daß ihr Zustand durchaus keine Ver-

anlassung zu Befürchtungen biete und sie sich bald völlig erholen werde. Gegen die Abkürzung des Besuchs trat sie entschieden auf, bat aber, nur einige Minuten allein und ungestört im Garten weilen zu dürfen, um ihr etwas erregtes Gemüth zu beruhigen.

Widerstrebend gaben die Eltern ihre Zustimmung, worauf Emma mit einer gewissen Hast aus dem Zimmer eilte. Sie konnte den Anblick der Menschen nicht mehr ertragen, die, ohne daß sie es ahnten, ein so schwerer Verlust betroffen hatte. Wenn dieselben jetzt sorglos und munter plauderten, so war es ihr, als höre sie die um Rettung flehende Stimme des Geliebten aus der grausigen Tiefe der Räume unter den Ruinen dazwischen tönen.

„Ein höchst eigenthümlicher Fall," sprach besorgt der General, als seine Tochter sich entfernt hatte. „Könnte man nur ergründen, was das Kind so erregt hat, daß sie in Ohnmacht gefallen. Doch man darf gar nicht darauf zurückkommen, wenn man nicht eine zweite Ohnmacht befürchten will."

„War sie denn ganz allein, als die Schwäche

sie anwandelte?" fragte ebenfalls beunruhigt der Pfarrer.

Der General erzählte hierauf, was er überhaupt von der Sache wußte, und schloß mit der Bemerkung, wie er nur annehmen könne, irgend ein plötzliches Geräusch in der Ruine, vielleicht durch das Einstürzen von Mauerwerk verursacht, habe die Tochter erschreckt und ihre lebhafte Phantasie derart erregt, daß dadurch die Ohnmacht berbeigeführt sei.

Der Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf, entgegnete aber, die Scene werde sich schon aufklären lassen, wenn sich Emma erst mehr beruhigt habe.

Als Ernst den schauerlichen Abgrund zu seinem Versteck gewählt hatte, war er nur der augenblicklichen Eingebung gefolgt, ohne lange zu überlegen, welcher Gefahr er sich aussetzte, um auf jeden Fall die Geliebte vor der Annahme ihrer Eltern zu bewahren, sie habe ihn bei der Ruine aufgesucht. Ohne auch nur einen kurzen Moment zu verlieren, glitt er durch die Oeffnung, und versuchte, sich mit den Händen an den her-

vorragenden Steinen vor dem gänzlichen Sinken in die ihm unbekannte Tiefe zu wahren. Doch ein derartiger Versuch war unausführbar; die Steine, in ihrer Lage bereits gelockert, gaben nach und der Offizier sank unter schauerlichem Gepolter weiter hinab. Aber nur wenige Fuß tief konnte er gefallen sein, als seine Füße einen festen Halt fanden, auf dem er so sicher wie auf dem Erdboden stand. Neugierig bückte er sich, fühlte mit den Händen umher, und nahm wahr, daß ein großer Ballen, der sich als weich und elastisch ergab, unter ihm lag. Gern hätte er nun sogleich weitere Untersuchungen angestellt, doch indem drangen laut und vernehmlich die Klagelaute der Generalin an sein Ohr. Regungslos lauschte er jetzt mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Gespräch der Gatten, Angst und Besorgniß bestürmten sein Herz als er erfuhr, daß die Geliebte sich im leblosen Zustande befinde. Zwar hoffte er, sie werde bald von ihrer Ohnmacht erwachen, aber konnte sie dann das Geheimniß, welches ihr die Besinnung geraubt, verbergen? — Ein vernichtendes Gefühl drang bei diesen Betrachtungen durch die Seele des Jünglings, er fühlte sich der Verzweiflung nahe.

Nach einer Weile hörte er, wie der General nach dem Schlosse eilte, aber auch jetzt blieb er ruhig in seiner vorigen Stellung; er wollte abwarten, bis er Gewißheit über das Thun Emma's habe, und erst darnach weitere Schritte überlegen.

Mit einem Mal hörte er Seufzer und Weinen am Eingange zu seinem Versteck. Das mußte die Geliebte sein, die sich ihm nahte. Aber sie war ja in Gesellschaft ihrer Mutter, deshalb blieb er regungslos stehen. Dann hörte er die freudigen Ausrufe der Eltern und die Stimme Emma's, aber er vernahm auch aus den Reden des Generals, daß die erstere sich bemühe, ihr Geheimniß zu bewahren. Eine solche Geistesstärke hatte er der Freiin nicht zugetraut; neue Hoffnung zog in sein Herz. Und als er aus den schwächer und schwächer an sein Ohr dringenden Lauten von Oben schließen konnte, daß sich die Familie entferne, war er der freudigen Ueberzeugung, seine Betheiligung bei der stattgehabten Scene werde ein Geheimniß bleiben.

Jetzt hielt es der Offizier für Zeit, den unangenehmen Aufenthalt näher zu untersuchen, er griff in die Tasche, holte eine kleine Büchse her-

vor, nahm daraus einige zum Anzünden von Cigarren bestimmte Streichhölzer und machte Feuer; dann drehte er ein Blatt Papier zusammen, zündete dieses an, und leuchtete um sich. Sein erster Blick fiel auf einen mit Drillich umwundenen Ballen und mehrere volle Säcke, welche unter ihm lagen. Ah — also ein Waarenlager, dachte er bei sich. Dann gewahrte sein Auge, daß noch eine bedeutende Tiefe unter ihm gähnen müsse, da nicht weit von ihm eine starke Leiter stand, die — so weit er sehen konnte — hinabreichte. Von der Erdoberfläche war er nach einer ungefähren Schätzung fünfzehn bis zwanzig Fuß entfernt, eine Strecke, die er aufwärts auf keinen Fall ohne fremde Hülfe zurücklegen konnte, da das Gemäuer überall schadhaft war und außerdem sich keine Stütze für den steigenden Fuß bot.

Ernst fühlte jetzt, daß er nunmehr gänzlich von der Umsicht und Thatkraft der jungen Freiin abhängig sei, doch erwartete er, daß dieselbe schon auf irgend eine Weise Hülfe herbeizuschaffen wissen werde, deshalb blieb er auch völlig sorglos. Bald hatte er seinen Papiervorrath verbrannt, und nun setzte er sich, wartend der Dinge die da

kommen sollten, auf den unter ihm liegenden Ballen und stellte neue Betrachtungen an.

Wie kamen die Säcke und Ballen in den Raum? Das war eine Frage, die den Offizier lange beschäftigte, ohne daß er sich eine Antwort darauf geben konnte. Endlich leuchtete jedoch ein Gedanke in ihm auf: Genzhagen liegt nur eine kurze Strecke von der Mecklenburger Grenze, und von diesem Großherzogthume aus wurde zur Zeit unserer Erzählung noch viel und im Großen das Paschen betrieben. Jedenfalls hatte eine Anzahl Schmuggler den unterirdischen Raum zur Aufbewahrung der über die Grenze gepaschten Waaren erwählt, bis sie dieselben in der Nacht weiter bringen konnten, und mit Muth und unsäglichen Anstrengungen die im Allgemeinen gemiedenen Keller der Ruine zu diesem Zweck hergerichtet.

Eine herrliche Lage, wenn nun bis zum Abend keine Hülfe naht, und die Herren Pascher dann kommen, um die Ballen weiter zu befördern, dachte Ernst. Doch noch hatte er diesen Gedanken nicht bis zu Ende verfolgt, als er auf der Erdoberfläche Tritte hörte, ein Mensch an die

Oeffnung des Verstecks trat und in den Keller hineinrief: Herr Lieutenant!

Ernst gab keine Antwort.

„Herr Lieutenant, um Gotteswillen, leben Sie?“ ertönte die Stimme von neuem.

Jetzt sah Ernst ein, daß der Rufende von der Freiin gesandt sei. „Ja freilich lebe ich!“ rief er laut empor.

„So sei Gott gedankt!“ erwiderte der Fremde.

„Haben Sie Stricke bei sich?“ fragte Ernst.

„Ja, eine lange, starke Leine, und auch eine Laterne mit Licht.“

„Das ist brav gehandelt! Lassen Sie mir vor allen Dingen die Laterne herunter.“

In wenigen Minuten hielt Ernst die mit einem brennenden Wachslicht versehene Leuchte in der Hand. Er untersuchte jetzt die Ballen, welche sämmtlich Zeuge zu enthalten schienen, während die Säcke mit Colonial-Waaren angefüllt waren, und auf Schutt und Steinen lagen, die von den zum Theil eingestürzten Mauern und der Decke des Kellers herrührten, stieg dann auf der noch fast ganz neuen Leiter etwa dreißig Fuß weiter hinab, bis er auch hier auf das Ende des Raumes stieß.

Doch das, was hier sein Auge erblickte, erfüllte ihn mit Ekel und Abscheu. Kröten und widerliches Gewürm bewegte sich zu seinen Füßen in dem zum großen Theil schlammigen und schlüpfrigen Boden: eine so ungesunde und verpestete Luft wehte ihn an, daß er nur eilig einige flüchtige Blicke um sich warf, die ihm nichts Merkwürdiges zeigten, und dann schnell wieder nach Oben stieg.

„Nun, mein Freund," rief er dem harrenden Diener zu, „möchte ich versuchen, wieder an die Oberfläche der Erde zu gelangen. Haben Sie dazu Hülfe in Bereitschaft?"

„Ich werde Ihnen sogleich eine Art Leiter herunterlassen, der Sie sich ohne Weiteres anvertrauen können," entgegnete der Diener.

Die Leine, zur Vorsicht doppelt zusammengedreht, glitt langsam zu Ernst's Füßen; dieser zog sie straff an, um ihre Haltbarkeit zu probiren, dann steckte er die Laterne in die Tasche und begann, mit großer Gewandtheit emporzuklimmen.

In wenigen Minuten stand er neben dem tief aufathmenden, treuen Diener.

„O mein Herr Lieutenant, nun eilen Sie, daß

Sie dem gnädigen Fräulein Ihre Rettung verkünden, die stirbt sonst vor Angst und Besorgniß, bat Werner, als Ernst den Staub von seinen Kleidern gewischt hatte.

„Weiß Niemand außer Ihnen, daß ich hier in dem Loche steckte?“ fragte dagegen Ernst.

„Keine Menschenseele, und ich habe dem gnädigen Fräulein ewiges Schweigen geloben müssen. Sie befindet sich jetzt auf dem Pfarrhofe.“

„Das ist schön!“ rief Ernst. Er reichte dem alten Manne zum Danke die Hand, die dieser kräftig schüttelte, gab ihm dann ein ansehnliches Geldgeschenk, und machte sich flüchtig auf den Weg nach dem Pfarrhause.

Emma weilte noch, von Weh und Schmerz erfüllt, im Garten und blickte mit von Thränen umflortem Auge nach dem Walde hinüber, als sie aus der Ferne den Geliebten eilig nahen sah. Ihre Thränen fingen reichlicher an zu fließen, aber eine beseligende Ruhe schlich in ihr Herz: sie war wieder die glückliche, liebende Jungfrau. Das Bewußtsein, der theure Mann sei durch ihre Mithülfe gerettet, entfernte jeden Gedanken an

qualvolle Stunden der Angst aus ihrem Herzen. Im ersten Augenblick wollte sie dem Jüngling entgegeneilen und sich in seine Arme werfen; doch erwägend, daß sie auf die Eltern Rücksicht zu nehmen habe, drängte sie alle zärtlichen Empfindungen in das liebende Herz zurück, trocknete ihre Thränen, und schritt wieder dem Hause zu, als Ernst demselben nahte.

Dieser flüsterte ihr nach einem ehrerbietigen Gruß fragend zu: „Weiß Jemand um meinen Aufenthalt in der Ruine?“

„Niemand!“ entgegnete Emma leise. „O wie danke ich Gott, daß Sie gerettet sind.“

„Ich muß jetzt ein Märchen erzählen, um den Grund Ihrer Ohnmacht darzuthun; stehen Sie mir bei, dies zu vollbringen, gnädiges Fräulein,“ bat Ernst.

Ehe Emma antworten konnte, öffnete sich die Thür, und der General trat ihnen entgegen.

Emma's Zustand schien sich jetzt bedeutend gebessert zu haben, sie versicherte zur Freude Aller, daß sie sich wieder wohl fühle.

Neckend fragte der General den eben eingetretenen Ernst: „Nun lieber Herr Lieutenant, Sie

streifen wohl die größte Zeit des Tages im Freien herum, um sich so recht für das enge Stadtleben zu entschädigen?"

„Ich bin ein Freund der Natur, und weile namentlich gern im Walde," entgegnete Ernst, am Tische Platz nehmend.

„Merkwürdigerweise macht er am liebsten seine Streifereien allein!" fiel der Pfarrer ein. „Ich habe ihm schon häufig meine Begleitung angeboten, aber fast immer weis't er dieselbe zurück.

„Er gleicht darin Ihnen!" sprach der General. „Sie wissen doch recht gut, daß Sie ebenfalls gern die Einsamkeit des Waldes suchen. Doch" — fuhr er, Ernst betrachtend, fort: „was fehlt Ihnen? Sie sind ja bleich wie der Tod und haben ein vollständig krankhaftes Aeußeres."

„Ich bin in der That völlig wohl," entgegnete Ernst lächelnd. „Vielleicht hatte ich mich ein wenig erhitzt und darauf etwas zu schnell abgekühlt. Eine Tasse Thee wird mir bald meine gesunde Farbe wieder geben."

Auch die übrigen Anwesenden fanden jetzt eine merkwürdige Veränderung in den Zügen des jungen Mannes und sprachen lebhaft diese

Wahrnehmung aus. Nur Emma blieb still. Aber sie hatte einen schweren Kampf zu bestehen. In ihre Augen drängten sich unwillkürlich Thränen, die sie mit der größten geistigen Anstrengung kaum zurückhalten konnte. Und hätten nicht Alle ihre ganze Aufmerksamkeit dem bleichen Offizier zugewendet, die Ursache der Ohnmacht Emma's würde länger kein völliges Geheimniß geblieben sein.

„Ich habe heute eine sonderbare Entdeckung gemacht," begann Ernst ein neues Gespräch, als die Unterhaltung sich eine Zeit lang um seine Person gedreht hatte.

„Nun theilen Sie dieselbe immerhin mit, Sie werden gespannte Zuhörer finden;" antwortete der General.

„Ich war Nachmittag in den unterirdischen Räumen der Ruine;" begann Ernst seine Mittheilung.

Aller Augen wendeten sich sogleich auf Emma, welche zwar ihre Farbe wechselte, aber doch ein Lächeln erzwang.

„Und weiter?" fragte der General aufmerksam.

„Ich wäre bei meiner Untersuchung beinahe

um das Leben gekommen, da mit mir ein Theil des Mauerwerks in den Abgrund rollte," fuhr Ernst fort.

Die Zuhörer wußten nicht, sollten sie Ernst oder Emma ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

„O, wie konntest Du unbesonnener Mensch Dich einer solchen Gefahr aussetzen?" rief die Räthin, indem ein banger Seufzer ihrer Brust entfloh.

„Es ist wirklich ein Wagstück ohne Gleichen!" betheuerte der General, „und ich bin auf den Ausgang des Unternehmens gespannt. Doch" — fuhr er an Emma gewendet, fort, „dies war wohl auch die Ursache zu Deiner Ohnmacht?"

„Ich hörte das entsetzliche Gepolter in dem alten Gemäuer, worauf mir die Sinne schwanden, entgegnete erröthend und befangen die Baronesse.

Alle waren herzlich froh, auf diese Weise das Räthsel gelös't zu sehen, welches sie so lange mit bangen Sorgen beschäftigt hatte. Sie deuteten das Benehmen Emma's völlig falsch, indem sie annahmen, ihr jetzt heiterer werdendes Wesen begründe sich auf die erhaltene Ueberzeugung, daß

das ihr unerklärlich gewesene Gepolter und vielleicht auch ein von dem Offizier bei seinem Herabstürzen in den unterirdischen Raum ausgestoßener Schrei auf natürliche Ursachen beruhe.

„Wohlbehalten langte ich unten an," sprach Ernst weiter, „und fühlte, daß ich auf einen weichen elastischen Körper gefallen war. Ich zündete nun ein Streichholz an, und sah, wie sich in den Kellern ein förmliches Waarenlager befand. Mehrere aufgehäufte Ballen lagen in voller Ordnung zu meinen Füßen, daneben stand eine Leiter, die tiefer in den Abgrund zu führen schien."

„Unmöglich!" rief der General. „Sollte etwa eine Schmugglerbande in der Ruine hausen?" fuhr er nach einigem Sinnen bedächtig fort.

„Das schien mir auch so," entgegnete Ernst. „Doch lassen wir den Leuten das Vergnügen, bis sie früher oder später entdeckt werden."

„Ich für meinen Theil mag auch keinen Angeber spielen," sprach der General, „aber andererseits will ich auch nicht, daß die Leute mein Eigenthum zur Ausführung ungesetzlicher Handlungen benutzen."

„Es wird gewiß das letzte Mal sein, daß die

Schmuggler die Ruine zu ihrem Waarenlager benutzt haben!" versicherte Ernst. „Sie werden schon Spuren finden, daß Jemand das Asyl entdeckt hat."

„Aber wie sind Sie wieder aus dem Keller empor gekommen?" fragte der General.

„Mittelst Heraufsteigens, was allerdings viel Mühe gekostet hat, aber doch glücklich gelungen ist;" entgegnete Ernst.

Es wurde nun von allen Seiten die Kühnheit des jungen Offiziers bewundert, aber auch seine Hinneigung zu abenteuerlichen Scenen getadelt. Er mußte versprechen, nie wieder dergleichen Wagnisse zu unternehmen, und damit war die ganze Angelegenheit beseitigt.

Erst als die Freiin allein auf ihrem Zimmre weilte, konnte sie ihrem vollen Herzen Luft machen. Ein lindernder Thränenstrom schaffte ihr Erleichterung und körperliche wie geistige Ruhe: sie weinte sich in einen friedlichen Schlaf.

Ach, daß die Liebe, das süßeste und reinste Gefühl, so viele Thränen kostet.

Am nächsten Morgen mußte Emma nochmals ihre ganze moralische Kraft aufbieten, um

zu ergründen, ob sie den gewöhnlichen Spaziergang nach der Ruine antreten dürfe. Ihr Herz zog sie allgewaltig dahin, aber das ihr von früher Jugend eingeflößte Gefühl für Anstand und Sitte hielt sie zurück; und dies Gefühl blieb Sieger. Wiewohl mit schwerem Herzen entschied sie sich, die Ruine nicht zu besuchen.

O wie furchtbar lang wurde dem liebenden Mädchen dieser Tag. Stunde auf Stunde rann wie mit bleiernen Flügeln an ihr vorüber; sie hatte erwartet, der Geliebte ihres Herzens werde sie aufsuchen, aber er kam nicht, obgleich er noch nie für einen ganzen Tag dem Schlosse fern geblieben. Das waren schreckliche Stunden bangen Harrens und Hoffens, und als endlich der späte Abend ihr die Gewißheit gab, daß er nun nicht mehr kommen könne, da war es um den Frieden ihres Herzens geschehen: sie fühlte sich von neuem unglücklich.

Der folgende Tag entfloh in derselben Weise. Krank war der Lieutenant nicht, das wußte sie, sonst hätte der Pfarrer, der täglich auf dem Schlosse erschien, seiner erwähnt, — und doch mied er sie in solcher auffallenden Weise. O dieser

Gedanke schmerzte die junge Dame sehr. Aber hatte sie nicht dies Verhältniß herbeigeführt? — Hatte sie ihn nicht kühl, ja fast abstoßend behandelt, als er ihr seine Liebe entdeckt, und nachher jede Gelegenheit vermieden, ihn wieder allein zu treffen? Sagte ihr nicht sein bleiches, verstörtes Gesicht an jenem Abend, wie sehr er unter dem Bewußtsein litt, von ihr gleichgültig behandelt zu sein? — Ach, und er hatte sich keinen Augenblick besonnen, einem vielleicht schauderhaften Tode entgegen zu gehen, nur um sie vor einer unvortheilhaften Beurtheilung Seitens ihrer Eltern zu bewahren. Ja, sie war die allein Schuldige, und sie wollte den begangenen Fehler wieder gut machen, sie wollte ihm ihr Herz zeigen, das nur von Liebe, heißer inniger Liebe für ihn erfüllt war und sich im mächtigen Sehnen nach ihm verzehrte.

Dieser Vorsatz hatte eben am dritten Abend nach der Scene bei der Ruine in dem Herzen der Freiin Wurzel geschlagen, als der Lieutenant Sternberg — von dem General geführt — in dem Besuchszimmer der Familie erschien.

Ueberrascht, erhob sich Emma von ihrem Sitze;

ihr eben umflortes Auge leuchtete dem jungen Offizier so voll von seligem Entzücken entgegen, und das Beben ihrer Stimme, als sie ihn nun begrüßte, hätte ihm sagen können, wie unendlich sie ihn liebe.

„Nun verzeihen Sie, wenn ich mich einen Augenblick entferne,“ bat der General; „ich muß einmal nachsehen, ob Ihr Herr Bruder sich noch mit meinem Sohn abmüht, oder ob er meine Frau unterhält. Gleich bin ich zurück!“

Ernst und Emma waren sehr damit zufrieden, daß sich der Vater der letztern beurlaubte. Aber als er jetzt hinausgeschritten war, standen sich Beide gegenüber ohne ein Wort zu wechseln.

Doch Emma blieb ihrem Vorsatz getreu, das begangene Unrecht wieder gut zu machen. „Sie sind lange nicht hier gewesen, Herr Lieutenant!“ Mit diesen Worten knüpfte sie ein Gespräch an.

„Mußte ich nicht annehmen, daß Ihnen mein Besuch mißfalle, gnädiges Fräulein?“ fragte Ernst dagegen im vorwurfsvollen Tone.

„Nein!“ entgegnete Emma bestimmt. „Woraus wollten Sie wohl diese Folgerung ziehen?“ fuhr sie leise fort.

„Aus Ihrer kalten Abweisung bei der Ruine, und daß Sie seitdem Ihre Spaziergänge dahin eingestellt haben.“

Emma antwortete nicht, aber ein Paar helle Thränen, die in ihre Augen traten, sprachen beredter zu dem Offizier als alle Worte es vermochten.

Ernst war versöhnt und glücklich! Er wollte die Geliebte an seine Brust pressen, da hörte er Schritte nahen. — „Kommen Sie morgen nach der Ruine?“ fragte er bittend und leise.

„Ich komme!“ flüsterte die Freiin.

Da öffnete sich die Thür, und der General in Begleitung seiner Gattin und Ferdinand's trat in das Zimmer. —

Am folgenden Morgen als die Sonne hoch genug am Himmel stand, um hier und da zwischen die Zweige der Buchen hindurch verstohlen einen Blick auf die Umgebung der Ruine werfen zu können, sah sie zwei Liebende Arm in Arm im Walde dahinwandeln. Zuweilen blieben sie stehen, blickten einander in das zärtlich leuchtende Auge, dann folgte eine herzliche Umarmung und das Wechseln heißer Küsse. — Zwei jugendlich schö-

nere Gestalten hätte der Himmel nicht vereinen können.

Ernst würde gewiß den Pfarrhof und die ganze Welt vergessen, und nicht daran gedacht haben, daß Minute auf Minute vorüber rinne, aus den Minuten endlich Stunden wurden, und es daher Zeit sei, sich von dem engelgleichen Wesen an seiner Seite zu trennen.

Doch Emma war bedächtiger; obgleich auch ihr die Stunden wie Minuten in der Nähe des Geliebten hinflogen. „Jetzt müssen wir scheiden, mein Geliebter!“ flüsterte sie im zärtlichen Ton, als sie wohl schon zum zehnten Mal auf ihrem Spaziergange am Parke angelangt waren.

„Ach noch ein Weilchen,“ bat Ernst. „Lasse uns noch einmal auf- und niedergehen.“

„Ich hab' Dich ja so lieb, daß ich immer bei Dir bleiben möchte; aber ich muß jetzt fort, sonst werden meine Eltern besorgt und schicken wohl gar nach mir. — Doch warte noch eine Secunde: Sag mir, lieber Ernst, von wem hast Du den Ring, den Du hier am Finger trägst?“

„Von der Gräfin Natalie Holm!“ erwiderte Ernst gleichmüthig und arglos.

„Richtig! Weißt Du auch, daß Natalie meine Cousine und jetzt an den Legationsrath von Wallmer verheirathet ist?“

„Von Eurer Verwandtschaft wußte ich nichts; aber mit dem Legationsrath war sie schon verlobt, als ich das Glück hatte, sie kennen zu lernen.“

„Du liebtest sie wohl einst, mein Ernst?“

„Nein, sie war ja schon verlobt!“ antwortete ohne jede Befangenheit Ernst. „Wie kommst Du auf diesen Gedanken lieber Engel?“

„Wir haben vor einiger Zeit, ehe ich Dich kannte, von Dir gesprochen: Natalie war hier.“

„Sie ist eine liebenswürdige Dame!“

„O ja! Doch nun leb' wohl, mein Geliebter. Komm bald nach dem Schlosse!“

Ernst schloß die über seine Neigung zu der Legationsräthin jetzt beruhigte Baronesse nochmals in die Arme, sie schenkte ihm noch einige süße Küsse, dann huschte die junge Dame leicht wie ein Reh durch den Park dahin, und er schritt langsam dem Pfarrhause zu.

Ach wie schnell entfloh jetzt dem liebenden Paare die noch übrige Urlaubszeit des Offiziers.

Sie benutzten zwar jede Minute, die sie den Verhältnissen abgewinnen konnten, um nur sich und ihrer Liebe zu leben; aber auch die längste Zeit dünkt dem Glücklichen zu kurz. — Und je näher nun der Tag heranrückte, an welchem Ernst von Genzhagen scheiden sollte, je fester und inniger reihten sich auch sowohl die Bewohner des Pfarrhauses wie die auf dem Schlosse ihm an. Jeder wollte die letzte Zeit seines Verweilens in der Nähe so viel als möglich ausbeuten, und daher kam es, daß die Stunden des seligen Glücks für die Liebenden immer mehr abgekürzt werden mußten. —

Mehrmals war Ernst Willens gewesen, frei und offen vor die Eltern der Geliebten hinzutreten und um ihre Hand zu werben; doch immer hatte Emma gebeten, dies bis zu seinem nächsten Besuch zu unterlassen, da sie sich erst an den Gedanken gewöhnen müsse, ihren Eltern gegenüber als Braut zu erscheinen. Und Ernst war ihr gefolgt, wiewohl er einsah, daß ein geheimes Liebesverhältniß mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft sei, namentlich wenn die Liebenden, durch mehr als funfzig Meilen getrennt, leben mußten.

Endlich war auch der letzte Tag vor der Abreise Ernst's angebrochen. Im Pfarrhause herrschte eine trübe, traurige Stimmung. Die Mutter ging mit verweinten Augen umher, — sie brachte stets schon tagelang vor der Trennung dem Schmerz seinen Tribut an Seufzern und Thränen. Selbst das Versprechen des Sohnes, wenn auch nicht wieder auf vier Wochen, so doch recht bald auf einige Tage seinen Besuch zu erneuern, vermochte sie nicht zu trösten.

Auch Ferdinand sah den lebensfrohen Bruder, der während seiner Anwesenheit in Genzhagen mit munterer Ausgelassenheit so manche heitere, an die Zeit der ersten Jugend erinnernde Stunde herbeigeführt hatte, nur ungern scheiden, und fühlte sich deshalb bedrückt, um so mehr, als die Mutter ihren Schmerz nicht verbarg.

Der alte General war ärgerlich, daß Ernst den Urlaub nicht verlängern lassen: er meinte, jetzt versäume man nichts in der Garnison. Und auch die Freifrau fühlte, daß ihr die Gesellschaft des jungen Offiziers zuweilen fehlen werde. —

Emma war die munterste von Allen: ihr stand noch eine längere Zusammenkunft gegen Abend

bevor, — und dann hatte Ernst ja versprochen, sobald als es ihm möglich sei, wieder zu kommen; daß ihm aber Alles möglich werde, daran zweifelte sie keinen Augenblick.

Bei Ernst Sternberg's Abschied auf dem Schlosse versprach der General, noch am Abend mit der ganzen Familie auf dem Pfarrhofe zu erscheinen, um — wie er sagte — der Frau Räthin in ihrem Schmerz christlichen Beistand zu leisten. —

Als die Stunde herannahte, in welcher der Lieutenant das letzte Rendez-vous bei der Ruine bestehen sollte, wurde es ihm unmöglich, sich ohne Anwendung einer kleinen List von den Verwandten loszumachen. Er ging auf sein Zimmer, holte die in einzelnen Mußestunden correct gefertigte Zeichnung der verfallenen Burg herbei, zeigte dieselbe der Mutter und dem Bruder und sprach: „Seht, die Zeichnung will ich Euch zum Andenken an meinen Aufenthalt hierselbst hierlassen. — Doch, ich muß noch einmal hin nach der Ruine, um an Ort und Stelle einige Schattirungen zu vervollständigen. Beurlaubt mich deshalb auf ein Stündchen."

„Ich werde Dich begleiten!" rief Ferdinand

zuvorkommend. „Es wäre unverantwortlich, wollte ich Dich heute, da Du nur noch wenige Stunden in unserer Gesellschaft weilst, allein gehen lassen.“

„Auch ich gehe mit!“ sprach die Gerichtsräthin.

„Ach nein, bitte bleibt hier und laßt mich allein das Endchen wandern; ich werde mich beeilen, um bald fertig zu werden und schnell zurückkehren,“ entgegnete Ernst schmeichelnd. „Wenn Ihr bei mir seid, kann ich doch nicht mit Ruhe arbeiten,“ fuhr er beredt fort.

„Nun, so geh' allein, aber komm bald wieder!“ rief gutmüthig der Pfarrer.

Ernst ließ sich das nicht zweimal sagen. Schnell setzte er seine Mütze auf, schnallte den Säbel um, und verließ, Mutter und Bruder grüßend, das Zimmer.

Emma harrte schon mit liebender Ungeduld des verspäteten Ankömmlings. Ach sie sollte ihn jetzt ja auf längere, unbestimmte Zeit verlieren, wer konnte es ihr da verdenken, wenn sie die letzten wenigen Minuten, die ihr noch zu einem ungestörten Beisammensein vergönnt waren, nicht versäumen wollte.

Mit einem herzlichen Gruß schloß Ernst die Geliebte in die Arme, die nun, da sie eine gewisse Trauer auf der Stirn des Bräutigams lagern sah, in Thränen ausbrach.

Ernst führte die weinende junge Dame zu einer Bank, dicht an die Ruine. Hier setzten sie sich nieder, um noch ein Stündchen im traulichen Geplauder, unter gegenseitigen Versicherungen ewiger Liebe und Treue und innigem Gekose zu verbringen.

„Wenn ich an meine Mutter schreibe, was sehr oft geschehen soll, mein lieber, süßer Engel, so werde ich stets einige, auf Dich bezügliche Zeilen beizufügen wissen, die man Dir dann schon mittheilen wird. Und Du schreibst direct an mich, meine Adresse weißt Du ja. Nicht wahr, Emmchen?“ sprach bittend Ernst.

„Gewiß!“ erwiderte Emma. „Aber ich denke, Du kommst bald wieder.“

„Sobald es mir möglich ist, Du liebes Wesen. Immerhin werden aber einige Wochen, wohl gar Monate bis dahin vergehen.“

„Ach, wie soll ich nur die lange Zeit hinbringen. Mir ist jetzt immer so, als könnte ich

keinen Tag ohne Dich leben. Der Tag, an welchem Du nicht auf's Schloß kam'st, ist sicher der schrecklichste meines Lebens gewesen."

„Jetzt ist das anders, theurer Engel! Die Gewißheit, daß ich nicht bei Dir weilen kann, und die Ueberzeugung, daß ich — sobald es in meiner Macht liegt — zu Dir zurückkehre, wird Dich über die Trennungszeit hinweghelfen." —

Ernst hatte versprochen, bald nach Hause zu kommen; aber in der Gesellschaft der Freiin dachte er nicht mehr an das Versprechen. Ach sie war ja so weherfüllt, ihr bangte so sehr vor der Stunde des Scheidens, wie hätte er da an die Trennung erinnern können.

Inzwischen verrann eine Stunde, die Gerichtsräthin und der Pfarrer warteten vergeblich auf das Nahen des Sohnes und Bruders. Auch die zweite Stunde lief zum Theil ab, aber der Ersehnte kehrte noch immer nicht heim. — Jetzt stieg in dem Herzen der Mutter eine Besorgniß auf, die sich ihrer bald vollständig bemächtigte.

„Ferdinand," sprach sie bittend, „komm, lasse uns Ernst nachgehen, ihm ist irgend etwas Besonderes zugestoßen, sonst wäre er schon wieder

hier. Er versprach, nur eine Stunde auszubleiben, und noch nie habe ich gefunden, daß er derartige Versprechungen um eine Minute versäumt: er ist sehr pünktlich."

„Aber heute muß er vielleicht eine Ausnahme machen, weil die Zeichnung ihn länger in Anspruch nimmt, als er erwartet." —

„Nein, dergleichen Verrechnungen hindern ihn nicht, sein Wort zu halten. Komm, Du sollst sehen, irgend ein Unfall hält ihn zurück. Vielleicht ist er plötzlich krank geworden, er sah schon während des ganzen Tages leidend aus, und denkst Du wohl noch an jenen Abend, als er in den Kellern der Ruine gesteckt hatte, wie bleich und angegriffen er da zu Hause anlangte?" —

Diese Gründe bewogen den Pfarrer, die Mutter zu begleiten. Doch er schritt nicht durch das Dorf, sondern auf einem schmalen Fußpfade dem Walde zu. „Hier auf diesem Wege," sprach er zu der Mutter, „sind wir in zehn Minuten bei der Ruine angelangt, während wir sonst beinahe eine halbe Stunde zu gehen haben."

Der Fußpfad, welchen Ferdinand zur Erreichung der Ruine eingeschlagen hatte, bot außer seiner

Kürze noch den Vortheil, daß man, geschützt durch dichtes Gebüsch, bis dicht an die alte Burg gelangen konnte, ohne gesehen zu werden. Und wenn der Pfarrer auch keineswegs eine Ueberraschung seines Bruders beabsichtigt hatte, so kam ihm doch — ohne daß er es ahnte — die Wahl dieses Weges sehr zu Statten.

In kurzer Zeit hatte Ferdinand, der einige Schritte vor seiner Mutter voraus eilte, die Ruine erreicht und war nur noch durch einen etwa dreißig Fuß langen freien Raum von derselben getrennt. Der Pfad war so wenig betreten und so vollständig von Gras und Moos bewachsen, daß auch das schärfste Ohr auf eine Entfernung von dreißig Fuß nicht das Nahen von Tritten hätte hören können, am wenigsten aber ein im süßen Gekose begriffenes Liebespaar.

Der Pastor blieb dem letzteren noch durch ein dichtes Gebüsch verborgen, als er die halblauten Worte an sein Ohr dringen hörte: „Ich komme heute Abend noch mit den Eltern nach dem Pfarrhofe, mein Geliebter; doch dann sind wir von vielen Augen bewacht und können uns vielleicht nicht einmal die Hand drücken.“

Bei Gott, das ist die Stimme der Freiin von Nolten! dachte Ferdinand, bis ins innerste Leben erschüttert und sogleich stehen bleibend.

Auch die Gerichtsräthin hatte die letzten Worte gehört und wäre fast umgesunken vor Schreck und Schmerz. Sie hatte keine Ahnung von dem Verhältniß ihres jüngsten Sohnes zu der Baronesse, sondern hoffte bis jetzt ebenfalls, daß Ferdinand die junge Dame als Gattin heimführen werde.

„Desto mehr wollen wir einander jetzt noch an das Herz drücken," erwiderte, verständlich, Ernst auf die Rede der Geliebten, indem er dieselbe an sich preßte und heiße Küsse mit ihr wechselte.

Ein lauter Seufzer entrang sich der Brust des Pfarrers; er hielt die rechte Hand vor die brennende Stirn, als wolle er mit derselben seine Gedanken ordnen.

„Hörtest Du den Seufzer, Ernst?" fragte Emma von Nolten erschreckt, „er kam aus der Ruine."

Ernst lachte und erwiderte: „Es wird der Geist eines alten Ritters gewesen sein oder eines Gefangenen, der hier in den Burgverließen vermodert ist."

„O, Du machst mich ängstlich, wenn Du fort bist, werde ich die Ruine gar nicht mehr besuchen."

„Das kannst Du ja nicht unterlassen, Du lieber Engel; selige Erinnerungen an hier verlebte glückliche Stunden werden Dir die Ruine so lieb machen, daß Du sie vor wie nach täglich besuchen mußt."

„Jetzt, mein Ernst, führe mich nach dem Park," bat die Freiin; „es wird in kurzem Abend sein, und wir müssen eilen, sonst treffe ich meine Eltern nicht mehr zu Hause, oder sie suchen mich auf."

„Wahrhaftig, es ist spät geworden!" rief Ernst erschreckt. „Ach," setzte er traurig hinzu, „womit soll ich jetzt meine arme Mutter und den guten Bruder täuschen?"

„Sage ihnen die Wahrheit!" antwortete Emma. „Doch nein," fuhr sie fort, „lasse auch sie warten bis Du wieder kommst, damit wir noch eine Zeit lang unser süßes Geheimniß behalten."

Weiter hörte der Pfarrer nichts, da sich die Liebenden zur Seite entfernten. Auch er wandte sich zum Rückwege. Seine Mutter sah ihm jetzt in das Gesicht, es war ernst aber ruhig, und als

sie bewegt sprach: „Mein armer Sohn, wie sehr beklage ich Dein böses Geschick;“ da antwortete er mit sanfter Stimme:

„Sei ruhig, mein Mütterchen und beklage mich nicht; es ist wohl besser so, als wenn mich die Freiin zum Gatten erkoren hätte. — Sie sind sehr glücklich und werden es hoffentlich bleiben. Wer weiß, ob Emma von Nolten das Glück, das sie verdient, an meiner Seite gefunden.“

„O Du bist ein edler, guter Mensch, mein Sohn. Gott segne Dich auf allen Deinen Wegen und verleihe Dir die Kraft, auch das Schwerste zu überwinden!“ rief tiefbewegt die Mutter.

„Lasse uns eilen,“ sprach der Pfarrer, „damit wir zu Hause angelangt sind und uns gesammelt haben, wenn Ernst heimkehrt; ich möchte nicht, daß er uns unsern Gang nach der Ruine anmerkte.“

„O sei unbesorgt,“ entgegnete die Mutter, „da vergeht noch viele Zeit, ehe die Liebenden mit Abschiednehmen fertig werden und Ernst den Rückweg antritt.“

Und so war es auch. — Mutter und Sohn saßen vor der Thür ihres Hauses auf einer Bank,

als Ernst wieder bei ihnen ankam. Beide erschienen so ruhig, als ob sie nicht das Haus verlassen gehabt hätten.

„Ich muß sogleich um Verzeihung wegen meines langen Ausbleibens bitten," rief Ernst schon aus der Ferne; „ich glaubte früher fertig zu werden."

„Das ist häufig so," entgegnete der Pfarrer sanft; „doch beunruhige Dich deshalb nicht, wir haben während Deiner Abwesenheit uns von Dir unterhalten."

„Ach Ihr seid so gut und liebevoll gegen mich," sprach Ernst gerührt, „und ich verdiene gar nicht so viel Nachsicht von Eurer Seite."

„Deine bevorstehende Abreise stimmt Dich empfindsam, mein Bruder;" entgegnete Ferdinand, ein Lächeln erzwingend. „Doch sei überzeugt, daß wir nichts an Dir über seinen Werth schätzen."

„Wie hast Du Dich denn eigentlich hier bei uns gefallen, lieber Ernst?" fragte, ein neues Gespräch beginnend, die Gerichtsräthin.

„O, über alle Maßen gut!" versicherte Ernst. „Sobald es sich irgend ausführen läßt, besuche ich Euch wieder."

In dieser Weise wurde das Gespräch fortgeführt, bis der General mit seiner Familie erschien. Dann brachte die Gerichtsräthin die Abschieds-Bowle auf den Tisch, und der General fing an, tapfer mit dem jungen Kameraden anzustoßen, um durch den Wein den etwas herabgestimmten Frohsinn der Scheidenden neu zu beleben.

Ferdinand bekämpfte vollständig sein Seelenleiden, obgleich ihn dasselbe fast zu Boden drückte. Er blieb herzlich und liebevoll gegen den Bruder bis zur Trennungsstunde. Und als letzterer am nächsten Morgen in aller Frühe abreis'te, wurde er nicht gewahr, daß ihm der hochherzige Pfarrer noch ein bedeutendes Geldgeschenk bei seinen Sachen eingepackt hatte.

Der Abschied war allerseits ein schwerer gewesen, aber als derselbe nun überwunden, da mußte ein Jeder wieder seinem Berufe nachleben, unbekümmert um das Weh im Herzen. Dasselbe wurde gelindert durch die Hoffnung auf ein baldiges und glückliches Wiedersehen.

Nur Ferdinand konnte den Abend vor dem Trennungstage nicht wieder vergessen; er hatte jahrelange Hoffnungen vernichtet und seine heiße-

sten und innigsten Herzenswünsche zerstört. Das Leben erschien ihm jetzt, nachdem er wußte, daß er nie die Liebe der Freiin besitzen könne und dürfe, reiz- und freudlos. Ein stiller Gram nistete sich in sein Herz, aber sein Mund blieb stumm und verlor nie eine Klage. Selbst mit der Mutter sprach er nicht wieder über das verlorne Lebensglück, obgleich dieselbe bis dahin seine Vertraute gewesen war.

XIII.

Als Leo von Karsten sich darüber Aufklärung geholt hatte, daß seine Liebe zu Laura Gilbe nie Erwiederung finden könne, indem die junge Dame bereits früher ihr Herz verschenkt habe, war ein heftiger Schmerz in seine Brust gezogen; er fühlte viel tiefer und ganz anders wie damals, als er sich von dem Gegenstande seiner ersten Liebe schmählich verrathen sah. Kein gehässiger Gedanke gegen Fräulein Gilbe entweihte seinen Schmerz, er liebte sie noch eben so innig wie vorher, ehe sie ihm offenbart, daß ihr Herz bereits eine Wahl getroffen, und er hätte gewiß gern seinen ganzen Seelenfrieden geopfert, um sie, die ebenfalls unglücklich in ihrer Liebe war, an der Seite des sich erkornen Mannes glücklich zu sehen. — Doch sie hatte ihm auch nicht die geringste

Andeutung gegeben, wer der Gegenstand ihrer Liebe und ihrer Wünsche sei, und durch Beobachtung und Anwendung von Intriguen dies zu ergründen, vermochte er zur Zeit nicht, obgleich er sonst stets geneigt war, mittelst unschuldiger Ränke Angelegenheiten zu regeln, die auch wohl auf geradem Wege hätten in Ordnung gebracht worden können.

Während der Offizier seine Liebe und Huldigungen dem Fräulein Gilbe geweiht, hatte er Gelegenheit gehabt, die volle Würde und den wahren Werth echter Weiblichkeit kennen zu lernen; Laura Gilbe erschien ihm als das größte Kleinod unter der ganzen Frauenwelt. — Nie, das gelobte er sich, sollte nach ihr noch eine Dame sich rühmen können, seine Liebe besessen zu haben.

Dem Jugendfreunde, der ihm das Ende dieser Liebe prophezeiht hatte, mochte er sich nicht entdecken, und doch konnte er ihm kaum verbergen, daß er sich bedrückt und unglücklich fühle. Sonst stand er in ganz A. zu Niemandem in einem so intimen Verhältniß, daß er ihn zum Vertrauten seines Geschicks machen mögen, obgleich er viele recht gute Bekannte besaß. — In Dienst konnte er

noch nicht wieder treten, da sein Bein dies noch immer nicht recht erlauben wollte. Der ganze Aufenthalt war ihm in A. verleidet, er sehnte sich weit fort, um in der Ferne sein Leid zu vergessen, und durch neue Anregungen wieder einiges Interesse für das Leben und dessen Genüsse zu gewinnen.

Kaum war der Gedanke an eine Reise dem Herrn von Karsten gekommen, als er auch zu dessen Ausführung schritt. Zunächst unternahm er Behufs Vollendung seiner Kur eine Reise nach Berlin, hielt sich hier einige Zeit auf, und ging dann nach Teplitz, um dort die Badezeit zu verleben. Doch auch all der Wechsel, welchen diese Reisen mit sich brachten, selbst die schöne Umgegend und die herrliche Lage von Teplitz wirkten nicht günstig auf das Gemüth des jungen Mannes, und fast zu derselben Zeit, als Ernst von seiner Urlaubsreise zurückkehrte, traf auch der Lieutenant von Karsten wohl von dem Beinleiden gänzlich hergestellt, aber nicht in seiner Stimmung gehoben, wieder in der Heimath ein.

Doch nun nahm der Dienst ja wieder einen Theil der Zeit in Anspruch, Ernst der nie nach

seinem Verhältniß zu Laura Gilbe fragte und dem er also nicht die erlittene Niederlage zu gestehen brauchte, stand ihm wieder als Freund zur Seite, es gab hier und da wohl einmal ein kleines selbst herbeigeführtes Intermezzo, das für den Augenblick Interesse bot, und somit erschien A. noch immer als der geeignetste Ort, in dem ein vom Schicksal verfolgter junger Mann den Frieden des Herzens wieder gewinnen konnte. —

Ernst fühlte sich jetzt zwar lange nicht so behaglich in der Garnison wie früher, er sehnte sich beständig dahin, wo sein Herz weilte, doch durfte er vorläufig nicht daran denken, A. wieder zu verlassen.

Als er zum ersten Mal einen Besuch bei dem Superintendenten Gilbe machte, erkundigte sich der letztere sehr angelegen nach seinem Bruder und der Mutter in Genzhagen. Ernst, der in der Nähe Laura's saß, ließ hierauf das mit dieser angeknüpfte Gespräch ruhen und begann eine Schilderung der glücklichen Verhältnisse seiner Verwandten. Er war hierbei so begeistert, wußte die Lage des Bruders und der Mutter als eine so angenehme darzustellen, das ganze Leben in

Genzhagen, namentlich in dem täglichen Umgange mit dem Freiherrn und seiner Familie, als ein so gemüthliches, auszumalen, daß der Superintendent sich herzlich freute über das Glück des jungen Amtsbruders.

Laura lauschte mit angehaltenem Athem der Schilderung des Offiziers. Ihr Auge hing an seinem Munde, ein frohes, glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen, sobald er einen neuen Grund anführte, der das Leben in Genzhagen zu einem höchst angenehmen schuf, und ihre Wangen erglühten im lieblichsten Carmin, wenn er einen kurzen Rückblick auf die Bewohner des Dorfes warf, die alle voll der hingebendsten Verehrung an dem neuen Seelsorger hingen.

Doch als er nun erwähnte, daß Ferdinand leider eine etwas schwächliche Körperconstitution besitze, daß er sich eigentlich zu vieler Mühen und Anstrengungen unterziehe, und zuweilen, wenn er lange an dem Bette eines Kranken geweilt und dann womöglich mitten in der Nacht im schlechtesten Wetter heimgekehrt sei, recht leidend erschienen, da trübte sich der Blick der zarten Jungfrau, ihr Gesicht verlor den glücklichen Aus-

druck und machte einer besorgten, kummervollen Erregung Platz.

Ernst bemerkte von alledem nichts; er war so vertieft in seine Gedanken an Genzhagen und die Schilderung der dortigen Verhältnisse, er fand es so natürlich, daß man aufmerksam der Erzählung folge und je nach dem Effect derselben Freude oder Beileid äußere, um so mehr als er sich von den freundschaftlichen Gefühlen der Gilbe'schen Familie für seine Verwandten überzeugt hielt, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, in dem Benehmen Laura's etwas Außergewöhnliches zu entdecken. Freilich wäre Leo von Karsten zugegen gewesen, er hätte mit seiner Beobachtungsgabe Entdeckungen gemacht, die ihn über die Herzensneigung Laura's aufgeklärt; — doch dieser mied jetzt absichtlich den Umgang der jungen Dame, um die Wunde seines Herzens nicht immer von neuem aufzureißen.

Tage, Wochen und Monate entschwanden, Ernst sandte häufig Briefe nach Genzhagen und erhielt eben so oft Antworten von dort. Auch Emma theilte ihm einigemal mit, daß sie vor Sehnsucht vergehe, wenn er nicht bald seinen

Besuch wiederhole; doch es war ihm nicht möglich, schon jetzt aufs neue einen längeren Urlaub zu erbitten, da zur Zeit grade bei seiner Schwadron ein Offizier fehlte und er somit durch ein Urlaubs-Gesuch ein unbilliges Verlangen an die Vorgesetzten gerichtet hätte. Er mußte seine liebende Sehnsucht zum Schweigen bringen und wußte auch Emma zur Geduld zu ermahnen.

Inzwischen erreichten Bianka von Karsten und der Kreisrichter Gilbe den Höhepunkt ihres Glücks. Der Tag war erschienen, an welchem sie durch des Priesters Segen für das Leben verbunden werden sollten. Leo erhielt bei diesem Feste zum ersten Mal seit langer Zeit Gelegenheit, Laura Gilbe zu sehen und zu sprechen. Obgleich er nach jenem Geständniß nicht mehr ihre Gesellschaft gesucht hatte, so mußte er jetzt bei diesem Feste im elterlichen Hause ihr jede mögliche Aufmerksamkeit erweisen, und er that das ohne Zwang und Widerwillen, da er sie noch immer so innig wie früher liebte, und sich nur theils aus Zartgefühl, theils auch, weil er sich in ihrer Nähe stets schmerzlich berührt fühlte, gänzlich von ihr fern gehalten hatte.

Ernst, der ebenfalls dem Feste beiwohnte, kümmerte sich im Ganzen wenig um Leo, sondern machte sich um die allgemeine Unterhaltung sehr verdient. Er trat hier und da heran, knüpfte Gespräche an und belebte die allgemeine Conversation.

„Nun, mein verehrter Herr Lieutenant, wie geht es Ihnen und Ihrer werthen Familie?" Mit diesen Worten rief ihn der Superintendent an, als er eben bei ihm vorüberschritt, um zu einer Gruppe junger Damen zu treten.

„Besser als man es verdient!" antwortete lächelnd Ernst, „Sie sehen, man ist gesund und wohl, lebt ziemlich sorgenfrei und wandert von Festlichkeit zu Festlichkeit, da bleibt einem denn nichts zu wünschen übrig in dieser sonst argen Welt."

„Sie scheinen sich in rosiger Laune zu befinden, Herr Lieutenant, und das rühme ich an Ihnen, denn wir befinden uns hier ja zur Feier eines Freudenfestes. Doch sagen Sie mir, weshalb mag Ihr Herr Bruder nicht gekommen sein? Er ist doch, wie ich weiß, auch zur Hochzeit eingeladen."

„Der Grund liegt in der weiten Entfernung seines Wohnorts und in der Kränklichkeit, die ihn seit einigen Wochen beschlichen.“

Laura befand sich mit Leo in einiger Entfernung im Gespräch, als Ernst die letzten Worte ziemlich laut und vernehmbar erwiderte. Sie trafen das Ohr der jungen Dame, und diese fühlte bei denselben, wie ihr das Blut zum Herzen zog, sie erbleichte.

Auch Leo hatte einen Theil der Unterhaltung zwischen den Nachbarn vernommen, er bemerkte, wie Laura mit einem Mal unruhig und befangen wurde, es entging ihm nicht, daß sie mit einer gewissen Absichtlichkeit etwas näher zu Ernst herantrat, und wenn sie auch das zwischen ihnen angeknüpfte Gespräch nach einer Weile fortsetzte, so gewahrte er doch nur zu gut, daß sie ihr Ohr mehr den Worten des Kameraden als ihm lieh.

„Er ist ein junger Mann, und seine Krankheit wird nicht viel zu bedeuten haben;“ tröstete der Superintendent. „Die unfreundliche Herbstwitterung wirkt nachtheilig auf jeden Körper; wenn nur erst wieder der Frühling erscheint, dann wird er sich schon erholen.“

„Bis dahin ist aber noch eine lange Zeit," antwortete Ernst, und noch mancher Kranke, der zu seiner Genesung die Frühlingswitterung gebraucht, wird unterdeß heimgehen."

Laura's Befangenheit mehrte sich bei diesen Worten, wenigstens schien es Leo so. Er blieb beobachtend in ihrer Nähe und hörte, wie der Superintendent jetzt sprach: „Nun, so gefährlich wird es hoffentlich mit Ihrem Herrn Bruder nicht sein; wir wollen das nicht wünschen, und uns nicht vor der Zeit mit trüben Gedanken plagen. Kommen Sie, Herr Lieutenant, wir müssen wieder einen heitern Ton aufsuchen, sonst fangen wir an, mitten in der Lust und dem Vergnügen den Kopf zu hängen."

Die beiden Herren schritten fort, Laura unterdrückte einen Seufzer, und Leo sprach, sich von neuem an die junge Dame wendend: „Ihr Herr Vater schien da eben ein nicht erheiterndes Gespräch mit Sternberg zu führen, sie redeten vom Sterben."

„Ja wirklich, auch mein Ohr trafen einige Worte, die darauf hindeuteten, daß Jemand krank sei," erwiderte Laura.

„Irre ich nicht, so galt das Gespräch dem Pfarrer Sternberg," fuhr Leo fort, seinen Plan verfolgend und Fräulein Gilbe scharf fixirend.

Laura bemerkte, so arglos sie sonst war, den lauernden Blick des Offiziers. Sie wollte und mochte sich um keinen Preis verrathen und antwortete deshalb mit möglichster Gleichgültigkeit: „So, — ich glaubte, der sei völlig wohl und von Ihren Eltern auch zur Hochzeit geladen und erwartet."

Leo wurde wieder irre; doch sein Verdacht war nun einmal auf den Pfarrer Sternberg gefallen, daß dieser die Liebe der einstigen Erkornen besitze, und sein Vorsatz stand fest, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, koste es was es wolle. Er hatte nun einmal wieder einem bestimmten Ziel nachzustreben, und das zu erreichen, war sein Hauptbestreben.

So viel Annehmlichkeiten und Genüsse auch das Vermählungsfest in dem Hause des Gerichts-Directors von Karsten bot, und so fröhliche Gesichter auch Leo und Ernst zur Schau trugen, so wohnte Beiden doch ein gewisses Etwas im Herzen, was eine so recht wahre Theilnahme an der

allgemeinen Heiterkeit in ihnen niederhielt. Ernst trug Sehnsucht der Liebe nach einem fern weilenden Wesen, Leo bittres Liebesleid im Herzen. Erst der reichliche Genuß der ausgesuchtesten Weine gab ihrer Stimmung den muntern Anstrich, der ihnen sonst stets angeklebt hatte.

Noch war das Fest nicht beendet, als Leo schon einen Plan entworfen hatte, mittelst welches es ihm untrüglich gelingen mußte, die Herzensrichtung des Fräulein Gilbe zu ergründen; derselbe war ebenso phantastisch wie alle derartigen von ihm ersonnenen Unternehmungen, und dessen Ausführung hätte dem unbesonnenen Mann wohl einige Unannehmlichkeiten bereiten können; doch sein Geschick war so gütig, ihm vorher ein schneller anzuwendendes und eben so sicheres Mittel in den Weg zu werfen.

Einige Tage nach der Vermählung seiner Schwester mit dem Kreisrichter Gilbe wurde Leo plötzlich durch den Burschen des Lieutenants Sternbergs zu diesem gerufen, weil — wie der Soldat behauptete — sein Herr schwer erkrankt sei.

Bereitwillig sprang Leo empor. — Ernst hatte schon am Vormittage während des Dienstes über

Kopfweh und einen argen Frost geklagt. Um so mehr fürchtete der Freund, daß die Krankheit gefährlich werden könne und eilte, dem Rufe zu folgen. Er traf Sternberg im Bette liegend, aber ziemlich munter.

„Nun Freund,“ fragte Leo bei seinem Eintreten, „wie geht es Dir? Werde nur nicht ernstlich krank!“

„Ach was,“ antwortete unmuthig Ernst; „ich habe ein kleines Schnupfenfieber, weiter nichts, und da besteht der Arzt darauf, ich soll das Bett hüten. — Hätte ich nur gar nicht nach dem zu Vorsichtigen geschickt.“

„So ganz leicht würde ich die Krankheit doch nicht nehmen; unser Doctor ist ein tüchtiger Mann, und er irrt sich selten,“ sprach Leo. „Uebrigens siehst Du sehr roth im Gesicht aus, der Kopf scheint Dir zu brennen, ich fürchte, Du bekommst ein gastrisches Fieber.“

„Ja wohl, warum nicht gar die Cholera!“ rief Ernst. „Ein Schnupfenfieber, weiter nichts.“

Leo blieb während des ganzen Abends bei dem Freunde, um ihm die Zeit zu verkürzen und ihn zur Geduld zu ermahnen. Auch der Arzt

erschien nochmals und versicherte, daß er nicht ohne triftige Gründe seine Anordnungen getroffen habe.

Als Leo den Kranken verließ, sehnte sich der letztere nach Ruhe; übrigens schien wirklich keine Ursache zur ernsten Besorgniß seinetwegen vorhanden zu sein. Doch am nächsten Morgen, als Karsten wieder erschien, war sein Zustand schon etwas bedenklicher geworden, er fieberte stark, der Kopfschmerz hatte an Heftigkeit zugenommen, und der Arzt versicherte Leo, daß er befürchte, ein schweres Krankenlager werde den Kameraden heimsuchen.

Obgleich Herr von Karsten dem Freunde viel zu aufrichtig ergeben war, zu viel Liebe und Achtung für ihn empfand, und er ihm auch zu unentbehrlich geworden, als daß er ihm ein längeres Leiden gewünscht hätte, so hielt er es doch keinen Augenblick für einen Frevel an der zwischen ihm und Ernst bestehenden Freundschaft, wenn er den Zufall, der grade jetzt den letzteren erkranken ließ, benutzte, um seine Pläne zu verfolgen, die ja schließlich auch das Wohl der Sternberg'schen Familie befördern sollten.

Als er seinen Tagesdienst beendet hatte, ging er hastigen Schrittes zu dem Superintendenten, damit ihm Niemand zuvorkomme, und ließ sich bei der Familie melden.

Ohne Zögern wurde er empfangen, die ganze Familie war versammelt, und man hieß ihn freundlich willkommen.

Leo bemerkte bald, daß man von der Erkrankung des Kameraden noch keinerlei Nachricht habe; er führte das Gespräch von einem Gegenstand zum andern, plötzlich, als Laura eben dicht vor ihm stand, sprach er — zu dem Superintendenten gewendet: „Der junge Sternberg ist wirklich so ernstlich krank, daß der Arzt das Aergste befürchtet!"

Sämmtliche Anwesende nahmen natürlich an, Leo spreche von dem Pfarrer. Der Superintendent fragte theilnehmend: „Haben Sie kürzlich Nachricht?" — Laura dagegen war erbleicht und mußte sich auf einen Sessel niederlassen, um nicht umzusinken.

Leo hatte genug gesehen: er wußte jetzt, wer der Glückliche sei, der unbewußt sich die Liebe Laura's erworben, und seine ferneren Maßregeln

waren sofort beschlossen. Um indessen die zartfühlende Dame nicht unnütz länger zu martern, entgegnete er auf die Frage ihres Vaters: „Ich war noch gestern Abend spät und heute früh schon wieder bei ihm; ich fürchte, ein nervöses Fieber ist im Anzuge."

„Ist denn der junge Mann hier?" fragte der Superintendent.

„Nun freilich, er ist ja gar nicht verreist gewesen," entgegnete Karsten.

„Mein Gott, von wem sprechen Sie denn?" fiel jetzt mit bebender Stimme Laura ein.

„Von dem Lieutenant Sternberg, mein Fräulein! Ich glaube, ich hatte seinen Namen bereits genannt," antwortete mit einigem Befremden Leo.

„Und ich nahm an, daß Sie von seinem Bruder erzählten, da derselbe ebenfalls leidend sein soll," sprach wieder der Superintendent.

„Auch ich war dieser Meinung," erklärte Laura, indem sie aufstand und in ein Nebenzimmer schritt.

Als sie nach wenigen Minuten wieder eintrat, gewahrte der scharf prüfende Blick Leo's,

daß sie einige Thränen aus ihrem Auge gewischt hatte.

Der Superintendent versprach, den Kranken recht bald zu besuchen, und Leo verließ, zufrieden mit seiner Entdeckung, das Pfarrhaus. Er gönnte Niemandem lieber als Ferdinand Sternberg die Liebe der von ihm hochgeachteten Jungfrau.

Als Leo bald darauf bei dem Freunde eintraf, fand er denselben um nichts wohler als am Morgen, doch ließ sich auch nicht erkennen, daß sein Zustand sich merklich verschlimmert habe.

„Nun Ernst, wie geht's mit Dir?" redete er den Patienten an, „hoffentlich besser als am Morgen."

„Das kann ich eigentlich nicht sagen; mir ist so ängstlich zu Muthe, und das verwünschte Fieber schüttelt mich noch immer."

„Ernst, ich halte es für's Beste, daß ich einige Zeilen an Deinen Bruder schreibe und ihn zum Herkommen veranlasse. Man kann nicht wissen, ob der Arzt am Ende doch nicht Recht hat und nicht eine ernstliche Krankheit Dir bevorsteht. Nun denke Dir aber, was ich mir für Vorwürfe machen müßte, wenn Dein Zustand wirklich bedenklich

würde, und ich durch meine Säumniß die Schuld trüge, daß Du keinen Verwandten an Deinem Lager sitzen wüßtest."

„Wo denkst Du hin?" entgegnete Ernst. „Glaub'st Du etwa, daß es gleich mit mir ans Sterben geht? Nein, nein, meine Angehörigen in Angst und Sorgen zu setzen, dazu ist es noch immer Zeit!"

„Aber Ernst, der Arzt meint, eine schwere Krankheit sei im Anzuge, Du fühlst Dich selber leidender als gestern, da halte ich es für meine Pflicht, Schritte für Dich zu thun. — Ich werde den Brief sehr schonend einrichten, und namentlich Deinen Bruder auffordern, nicht der Mutter Sorgen zu machen."

„Nein Leo, nichts davon! Es wäre schrecklich für mich, meine Lieben um mich in Angst zu wissen, ohne daß dazu ein ernster Grund vorhanden ist."

Leo schwieg. — Als aber am Nachmittag der Zustand des Kranken nach dem Ausspruch des Arztes noch mehr an Bedenklichkeit zugenommen hatte, da setzte er sich heimlich an den Schreibtisch und benachrichtigte den Pfarrer Sternberg, daß

Ernst plötzlich erkrankt sei und es wünschenswerth erscheine, wenn er ungesäumt herüberkomme. Gleichzeitig empfahl er dem Pastor, seiner Mutter noch jede Besorgniß zu ersparen, da möglicherweise die Krankheit eben so schnell wie sie gekommen, ohne ernste Folgen vorübergehen könne.

Erst nachdem dieser Brief zur Post befördert war, athmete Leo wieder erleichtert auf. Er wußte, daß der Pastor jetzt nach A. kommen werde, und dadurch bekam er Gelegenheit, seine Pläne durchzuführen. — Jetzt wünschte er nichts sehnlicher, als daß Ernst recht bald wieder ganz gesund sein möge.

Am nächsten Morgen erklärte der Arzt im Beisein Leo's, daß das Fieber gehoben und jetzt kein Grund mehr zu wirklichen Befürchtungen vorhanden sei. Er empfahl dem Patienten, noch während des Tages im Bett zu bleiben, und versicherte, daß er binnen vierundzwanzig Stunden schon wieder im Zimmer umhergehen könne.

„Siehst Du nun, wie gut es ist, daß wir meine Verwandten nicht beunruhigt haben," sprach Ernst, als er wieder mit Leo allein war.

„Verzeih'," entgegnete dieser, „aber ich habe

mir die Freiheit genommen, eigenmächtig an Deinen Bruder zu schreiben, doch in einer Weise, die Deine Mutter gar nicht, Ferdinand aber nur wenig beunruhigen wird."

„O Leo, das hättest Du unterlassen sollen!" klagte Ernst. „Doch freilich," setzte er gutmüthig hinzu, „Du glaubtest in meinem Interesse zu handeln, deshalb bitte ich um Verzeihung, wenn ich Dich durch meinen Vorwurf beleidigte."

„Ich gestehe ein, daß ich etwas vorschnell gehandelt habe," entgegnete Leo. „Doch," setzte er getröstet hinzu, „ich werde sogleich einen zweiten Brief abschicken, in welchem ich mittheile, daß Du schon morgen wieder das Bett verlassen darfst."

„Thue das, mein Freund, und grüße die Meinen und die Familie des Generals herzlich. — Leider haben die Armen dann doch vierundzwanzig Stunden in unnöthiger Angst geschwebt, und ich fürchte, Ferdinand ist bereits auf dem Wege hierher, wenn dieser Brief in Genzhagen eintrifft."

„Das ist kein Unglück! Für alle Fälle werde ich an Deine Mutter adressiren. Kommt Ferdinand, dann wollen wir ihn hier für die Reise zu entschädigen suchen."

Zwei Tage später traf der Pfarrer Sternberg mit der Post bei seinem Bruder ein, als derselbe schon wieder völlig hergestellt und im Begriff war, sich bei den Vorgesetzten als dienstfähig zu melden.

Beide erschraken als sie einander erblickten, Ferdinand darüber, daß der Bruder gesund und wohl vor ihm stand, Ernst über das krankhafte und leidende Aeußere des Pfarrers.

„Träume ich oder sehe ich Dich wirklich im wachen Zustande kräftig und gesund vor mir?“ fragte Ferdinand, noch immer verwundert den Bruder betrachtend.

„Ich bin wirklich wieder völlig hergestellt, lieber Bruder, und wenn Du nicht mit so großer Eile von Genzhagen abgereist wärest, so hätte Dich schon dort die Benachrichtigung getroffen, daß ich wieder wohl und munter sei.

„Also diese Benachrichtigung ist da jetzt wenigstens angelangt?“

„Gewiß längst, denn wir haben vierundzwanzig Stunden später, nachdem der erste Brief zur Post befördert war, einen zweiten nachgeschickt.“

„Gott sei Dank! Dann ist jetzt auch die Mutter

beruhigt. Doch, was hatte es mit Deiner Krankheit für eine Bewandniß?"

Ernst erzählte kurz den Verlauf seines Leidens und fuhr dann fort: „Aber Ferdinand, Du siehst wirklich viel angegriffener aus, als ich mir träumen ließ. Worüber klagst Du?"

„Eigentlich fehlt mir gar nichts, und doch fühle ich, daß nicht Alles richtig mit mir ist. Indessen werde ich mich schon wieder erholen, wenn nur erst die Witterung gestattet, daß man das Freie aufsuchen kann."

„Und wie lange gedenkst Du hier zu bleiben, lieber Bruder?"

„Jetzt, da Du meiner nicht bedarfst, werde ich bald zurückreisen. Wenn ich Dich ernstlich krank gefunden, was glücklicherweise nicht der Fall ist, so hatte ich mir vorläufig ein Ziel von vierzehn Tagen gesteckt."

„Die mußt Du auch jetzt hier aushalten! Du sollst nur sehen, lieber Ferdinand, die Luft bei uns wird Dir besser bekommen als in Genzhagen."

„Wir wollen sehen! Doch vierzehn Tage bleibe ich nicht hier, das könnte ich meiner Gemeinde gegenüber nicht verantworten."

„Und wenn Du mich nun krank angetroffen hättest, mußte Deine Gemeinde doch auch ohne Dich leben.“

„Dann wäre es etwas Anderes gewesen.“

„Du strengst Dich viel zu sehr an, die viele Arbeit ist mit Schuld an Deiner Krankheit; hier sollst Du Dich erholen!“

Ferdinand seufzte. — „Vor allen Dingen wollen wir jetzt nach Genzhagen schreiben und die Mutter vollständig beruhigen,“ sprach er nach kurzem Schweigen.

Das geschah! Aber noch hatten die Brüder den Brief nicht beendet, als Leo erschien, um nachzusehen, ob der Pfarrer angekommen sei. Er war aufs freudigste überrascht, als er die Brüder friedlich bei einander sitzen sah, und eilte auf Ferdinand zu, um ihn zu begrüßen.

Auch Karsten fiel es auf, daß der junge Pastor sehr leidend aussah, doch machte er keinerlei Bemerkungen, hoffend, daß die Medicin, die er ihm zu bereiten gedenke, ihn am besten und leichtesten curiren werde.

„Ich komme eben vom Superintendenten,“ sprach Leo, nachdem die Brüder den Brief versiegelt

hatten; „derselbe hat mir aufgetragen, für den Fall, daß Du, Ferdinand, angekommen sei'st, mit Euch Nachmittag bei ihm zu erscheinen."

„Eine komische Einladung!" entgegnete Ernst lächelnd.

„Nun, Du kennst doch das Wesen des alten Mannes, „eiferte Leo," und solltest Dich eigentlich nicht mehr über seine Eigenthümlichkeiten wundern."

„Wir wollen nur hingehen!" sprach der Pastor. „Es ist bei Gilbes immer recht amüsant und es herrscht in dem Hause ein eigener, gemüthlicher Ton."

„Das finde ich auch!" bekräftigte Leo.

„Weshalb gehst Du denn so selten hin?" fragte Ernst, sich an den Freund wendend. Im Allgemeinen, fuhr er fort: „Ich möchte mich dort zu Tode langweilen."

„Das liegt lediglich an Dir!" opponirte Leo. „Ist Fräulein Gilbe nicht die interessanteste, gebildetste, geistreichste und glänzendste Jungfrau in der ganzen Stadt?"

„Meinetwegen noch mehr!" antwortete Ernst. „Mit dem Fräulein kann man sich nicht ununter-

brochen unterhalten, und der Herr Superintendent paßt nicht für mich. — Dessenungeachtet bin ich bereit, Euch zu begleiten, wenn Ihr nun einmal durchaus zum Kaffee gehen wollt.“

„Der Kaffee ist bei Gilbes ausgezeichnet!“ sprach Leo.

„Ja, und man wird sorglich von dem alten Herrn erinnert, nicht zu viel zu trinken, da er schädlich sei.“

„O schäme Dich Ernst!“ fiel Ferdinand lachend ein. „Man sollte glauben, Du hieltest den Superintendenten für einen Geizhals, und er ist doch nichts weniger als das.“

„Durchaus nicht! Ich weiß sogar, daß er viel für die Armen thut. Aber merke einmal auf, ob er Nachmittag nicht mindestens zehnmal sagen wird, daß der Kaffee ein aufregendes, ungesundes Getränk sei, — ich werde, wenn es mir möglich ist, Dir jedesmal einen Stoß geben.“

„Nein, Ernst, das verbitte ich mir ernstlich! Schließlich fangt Ihr wieder an zu lachen, und ich stehe dann verlegen da.“ —

„Wenn übrigens der alte Herr so oft die Schädlichkeit des Kaffees erwähnt, so ist das nur

eine Angewohnheit von ihm; er wiederholt auf der Kanzel auch Alles so oft, daß man schließlich die Predigt auswendig gelernt hat," führte Leo an den Superintendenten entschuldigend.

„Ihr seid arge Menschen, vor denen man sich hüten muß!" rief Ferdinand, unmuthig scheinend.

„Es ist Zeit, an das Mittagsessen zu denken," sprach dagegen — einen andern Ton anschlagend — Ernst. Ferdinand, wir müssen heute in meiner Wohnung speisen und also das Essen holen lassen da ich nicht eher in den Gasthof, in welchem auch unser Rittmeister speis't, gehen mag, bis ich mich wieder als gesund gemeldet habe."

„Dann lasse nur drei Portionen bestellen, ich bleibe auch hier!" rief Leo. „Schicke übrigens zu meinen Eltern, damit dieselben wissen, wo ich geblieben bin und nicht vergeblich auf mich warten."

Die drei jungen Männer speisten zusammen! Ernst hatte fürsorglich einen guten Tischwein herbeischaffen lassen, dem tüchtig zugesprochen wurde, und so versetzten sich die Gäste und der Wirth in eine gemüthliche, heitere Stimmung, ehe sie wieder daran dachten, die Kaffeevisite zu machen. —

Im Pfarrhause war man zwar durchaus nicht

auf den Besuch der beiden Offiziere und des Pastors vorbereitet, doch als dieselben bald nach Tisch dort anlangten, wurden sie um so mehr als gern gesehene Gäste betrachtet, da Ferdinand die Zuneigung der ganzen Familie besaß. — Mit welcher biedern Herzlichkeit kam der alte Geistliche dem jungen, leidenden Amtsbruder entgegen, und wie aufrichtig war sein Bedauern, ihn so angegriffen wiedersehen zu müssen. Seine Gattin, eine intime Freundin der Gerichtsräthin, empfing ihn fast so liebevoll, wie ihren eigenen Sohn, und Laura? — Sie reichte ihm die Hand, blickte ihm ins Auge und sprach kein Wort. Das Herz war ihr zu voll von Wehmuth und doch von süßen Gefühlen; sie hätte in lautes Weinen ausbrechen müssen, wenn sie versucht, zu sprechen. —

Fast schien es, als verstehe Ferdinand ihren stummen und doch so beredten Blick. Auch er wurde befangen, eine leichte Röthe flog über seine Wangen, und schweigend setzte er sich in die nächste Nähe der jungen Dame. — Was er längst hätte wahrnehmen können, das deutete ihm erst jetzt eine dunkle Ahnung an, als er Laura's Hand ergriff und dieselbe in der seinen zitterte. Sie war

erröthet und dann flüchtig erbleicht, ihr Auge hatte ihn für einen kurzen Moment so voll von Theilnahme und Liebe angeblickt, daß ein eigenes, beinahe an Glück grenzendes Gefühl in sein Herz geschlichen war.

Leo machte sich sehr viel mit dem Superintendenten und dessen Gattin zu schaffen; er unterhielt diese fast unausgesetzt, so daß sie sich um den Pfarrer Sternberg, der mit Laura mehr zur Seite saß, wenig kümmern konnten. — Ernst schloß sich dem Gespräch des Kameraden an, und somit behielten Ferdinand und Laura Muße, eine besondere Unterhaltung zu führen. Diese kam denn auch bald in einen recht lebhaften Fluß: Ferdinand erzählte von seiner jetzigen Heimath und den guten, biedern Vorpommern, während Laura die hervorragendsten Ereignisse ihrer Vaterstadt seit der letzten Abreise des Pastors in anziehender Weise mittheilte.

Zum ersten Mal seit langer Zeit verlebte Ferdinand an diesem Tage wieder einen heitern, genußreichen Nachmittag. Das sanfte und zuvorkommende Benehmen Laura's ersetzte ihm zum Theil die Liebe der Freiin von Nolten.

Endlich erschien auch die dampfende Kaffeemaschine auf dem Tische. In demselben Augenblick wendete Ferdinand unwillkürlich den jetzt recht heitern Blick zu Ernst und Leo hinüber. — Ernst blinzelte ihm bedeutungsvoll zu, und Leo verzog den Mund zu einem Lächeln, spielte jedoch sogleich mit der Hand am Schnurrbart, um seine Heiterkeit zu verbergen.

Als der Pastor das Auge zurück und wieder auf Laura richtete, sah er, daß diese aufmerksam die Offiziere betrachtete; er konnte eine gewisse Munterkeit nicht länger zurückdrängen.

Laura erröthete bei dem Lächeln Ferdinand's und blickte ihn halb fragend an.

In demselben Moment begann der Superintendent: „Eigentlich sollte man den Kaffee ganz bei uns verpönen, er ist weder gesund noch nahrhaft, und doch kann jetzt kein Haushalt mehr ohne ihn bestehen."

So sehr Ferdinand auch zum Ernst hingeneigt war, so wollte es ihm jetzt doch bei der größten Anstrengung seiner Gesichtsmuskeln nicht gelingen, dieselben vor einem Verziehen zum Lächeln zu wehren, als er die letzten Worte des alten Herrn

von einem verdächtigen Husten und Räuspern begleitet hörte.

Er blickte auf und sah, daß Ernst das Taschentuch vor den Mund hielt als habe er mit einem argen Husten zu kämpfen, Leo aber wirklich vergnügt lachte.

Doch der letztere wußte sowohl seine als die Ungezogenheit des Kameraden vollständig zu beschönigen, indem er sprach: „Ich muß jedes Mal lachen, wenn ich Dich husten höre Ernst. Du bringst dabei immer so unartikulirte Töne hervor wie unser Oberst, wenn er Migräne hat."

Der Superintendent und seine Gattin wurden hierdurch getäuscht, und glaubten wirklich, daß ein böser Husten die Veranlassung der Störung gewesen sei. Sie belächelten die Worte des Herrn von Karsten, und der erstere sprach sogar gutmüthig: „Das ist noch ein kleiner Nachlaß der Krankheit, Sie müssen sich jetzt ja vor Erkältung in Acht nehmen."

Laura hatte indessen schärfer gesehen als ihre Eltern, wenigstes deutete ihre befangene Miene dem Pfarrer an, daß sie sich nicht ganz behaglich in der Gesellschaf von Menschen fühle, deren Motive zur Lachlust sie nicht durchschauen konnte.

Ferdinand war diese Wahrnehmung sehr unangenehm; er hielt es für seine Pflicht, der jungen Dame eine Erklärung zu geben. „Fräulein," sprach er, während von der übrigen Gesellschaft eine lebhafte Unterhaltung über das Kaffeetrinken geführt wurde, so daß Niemand außer Laura seine Worte verstehen konnte, „Sie kennen nicht den Grund, der den beiden Offizieren dort und auch mir erst ein Lächeln abnöthigte. Mein Bruder behauptete heute, daß Ihr Herr Vater jedesmal wenn Kaffee auf den Tisch gebracht werde, die Schädlichkeit desselben motivire. Wir hatten deshalb in seiner Wohnung schon einen kleinen Streit; aber Sie können sich jetzt leicht denken, daß es schwer sein mußte, ehrbar zu bleiben, als der Kaffee erschien, und bald darauf wirklich Ihr Herr Vater seine Ermahnung begann."

Auch Laura lächelte jetzt und erwiderte ebenfalls leise: „Auch mir ist diese Gewohnheit meines Vaters schon aufgefallen, und zuweilen unangenehm gewesen. Es könnte den Anschein gewinnen, als wolle er abmahnen, bei uns Kaffee zu trinken.

„Eben darüber sprachen auch wir," sagte

Ferdinand. „Diese Soldaten haben nun einmal Muße, über alles Außergewöhnliche Betrachtungen anzustellen, und da gehen sie denn gern etwas zu weit."

„Ich weiß das!" antwortete Laura. „Sie besitzen spitze Zungen."

„Uebrigens muß ich bekennen, daß Herr von Karsten sehr warm Ihren Herrn Vater vertheidigte, natürlich auf seine Weise, und eigentlich nur mein Bruder das Gespräch leitete. Doch glauben Sie nicht etwa, Fräulein Laura, daß hierbei irgend eine bösartige Bemerkung gemacht wäre, Alles wurde im scherzhaften Ton erörtert, und ich habe auch nur des Gesprächs gegen Sie Erwähnung gethan, um uns wegen des Lächelns zu entschuldigen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Rücksicht, und glaube sehr gern, daß die beiden Offiziere nicht fähig sind, unsere Familie zum Gegenstand ernster Spöttereien zu machen."

Leo warf von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Blick zu Ferdinand und Laura hinüber. Dann zuckte es wohl zuweilen um seinen Mund' als unterdrücke er eine schmerzliche Empfindung;

aber in seinem Auge spiegelte sich das hehre Glück einer vollbrachten schönen That, und so langweilig ihm auch seine nächste Umgebung wurde, zwang er sich immer wieder zum längern Verweilen, und begann mit vieler Beredtsamkeit eine neue Unterhaltung.

Erst ziemlich spät verließen die jungen Männer das Pfarrhaus, um noch für den Rest des Abends die Resource aufzusuchen.

„Nun," sprach Ernst, als sie außer Gehörweite von der Pfarrerfamilie waren, „das war einmal! Zum zweiten Mal sollt Ihr mich nicht wieder für einen ganzen Nachmittag in eine so langweilige Gesellschaft ziehen."

„Aber Ernst, ich weiß nicht, was nach Deiner Krankheit aus Dir geworden ist," entgegnete eifernd Leo; „kann es wohl eine geistreichere und angenehmere Unterhaltung geben als die, welche wir während des Nachmittags geführt haben?"

„Bleib mir nur mit Deiner geistreichen Unterhaltung fern," zürnte Ernst. „Du machst schlechte Witze mit dem alten Herrn, die Frau Mama kocht währenddeß Kaffee und Thee, und mein Herr Bruder nimmt die Fräulein Tochter, die wohl

noch fähig ist, einem die Zeit zu verkürzen, so vollständig in Anspruch, daß man den ganzen Nachmittag kaum ein Wort von ihr zu hören bekommt."

„Ach so, daher rührt auch wohl Dein Groll?" fragte Leo. „Du hättest wohl gern die junge Dame ausschließlich unterhalten?"

„Nein, das nächste Anrecht auf ihre Unterhaltung hattest Du, wenn ich nicht irre," antwortete Ernst beißend.

„Eigentlich ja! Doch wie Du siehst, ich resignire gern, wenn Andere glücklich sind. Gewöhne Dir diese Eigenschaft auch an!"

Ernst pfiff ärgerlich ein Liedchen vor sich hin, Ferdinand lächelte still vergnügt, und Leo fing an, Betrachtungen über den Werth des Lebens anzustellen, bis munteres Gläsergeklirr und der Ton fröhlicher Stimmen alle Drei daran erinnerte, daß sie sich vor dem Resourcen-Local befänden und es am vernünftigsten sei, mit heiterer Miene in demselben zn erscheinen.

Zur nicht geringen Verwunderung des Bruders, erwähnte Ferdinand jetzt kein Wort mehr von seiner Abreise vor Ablauf der vierzehn Tage.

Ein sicherer Beweis, daß er sich in A. gefiel. Aber wie wußte Leo ihn auch zu fesseln, und was bot er Alles auf, um jeden Tag ein Zusammentreffen des Pfarrers mit Laura Gilbe zu vermitteln und die jungen Leute einander zu nähern.

Entweder eine kleine Gesellschaft, in der weder Ferdinand Sternberg noch Laura Gilbe fehlte, war für den Nachmittag oder Abend in dem Hause des Kreisgerichts-Directors von Karsten versammelt oder traf bei seinem Schwager, dem Kreisrichter Gilbe ein. Jedesmal wußte er sich davon Kenntniß zu verschaffen, wenn Laura für den Abend seine Schwester besuchte, was sehr häufig geschah; — dann holte er auch den Pfarrer ab und kehrte nur für einen Augenblick — wie er sagte — bei dem Schwager ein. Aber der Augenblick wurde meist für den ganzen Abend ausgedehnt, und wenn sie endlich heimgingen, gestand Ferdinand, daß er die Zeit in der angenehmsten Weise verbracht habe.

Je länger Ferdinand bei dem Bruder lebte, je mehr nahm sein Frohsinn und seine Heiterkeit zu. War es Gewohnheit an sein Aeußeres oder

hatten ihn wenige Tage wirklich so sehr verändert, — als er eine Woche in A. geweilt, erschien er weit weniger leidend als bei seinem Eintreffen, und die Husaren-Offiziere wünschten ihm Glück zu der schnellen Genesung.

Die Noblesse der Stadt A. hatte den ersten Ball des Winterhalbjahres arrangirt; zur großen Verwunderung und geheimen Freude der tanzlustigen Damen etwas früher als gewöhnlich. Sie schlossen daraus, daß sich jetzt mehr Herren als sonst für das Vergnügen des Tanzes interessirten, und wirklich hatten auch einige junge Offiziere der Garnison, unter diesen namentlich von Karsten, den Ball lebhaft herbeigesehnt und für dessen eilige Arrangirung Sorge getragen. Doch der Grund dazu war wenigstens bei dem letzteren nicht große Tanzlust, sondern lag lediglich in dem Wunsche, daß der Pfarrer Sternberg noch diesem Vergnügen beiwohnen möge.

Ein glänzender Damenkreis erfüllte zum Theil den geräumigen, hellerleuchteten Ballsaal und wartete mit schlecht verhehlter Ungeduld auf das

Ertönen der Musik zum Beginn der Polonaise. — Uniformirte und Herren im Civil standen theils im Saal, theils harrten dieselben noch in den Nebenzimmern auf den Anfang des Tanzes.

Auch der Pfarrer Sternberg befand sich unter diesen Herren; er stand in der Nähe der Eingangsthür des Saales und sprach angelegentlich mit einem alten Regierungs-Rath, der zwei Töchter zum Balle geführt hatte und sich nun an den schwebenden Bewegungen derselben zu weiden gedachte.

Da erscholl das Signal zum Beginn des Vergnügens. Die sanften Töne der Musik erklangen durch den Saal und veranlaßten die meisten der Herren, auf die Damen zuzueilen und sie um den ersten Tanz zu bitten. In kurzer Zeit hatten sich die einzelnen Paare aneinander gereiht, und der langsame Schritt der Polonaise führte sie an dem Pfarrer Sternberg vorüber, der noch immer bei dem alten Rath ausharrte. — Er sah, wie auch Laura Gilbe, ihre Hand in der eines Assessors, durch den Saal schwebte; — sie erschien ihm in dem weißen Ballkleide, mit dem kleinen, einfachen Blumenkranze auf dem Kopfe, als die Königin des Festes,

und sie war auch in der That bewunderungswürdig schön. —

Als Laura Gilbe in seine Nähe kam, wandte sie das Auge nach ihm und verneigte sich leicht. — Dem Pfarrer drang ihr freundlich-anmuthiger Blick bis tief in die Seele; er hätte beinahe die Frage des alten Raths: „Nun, Herr Pastor, werden Sie die Polonaise nicht mitmachen?" überhört.

Lächelnd wendete er sich zur Seite und entgegnete: „Das Tanzen ist ein Vergnügen, welchem im Allgemeinen von meinem Stande nicht gehuldigt wird. Ich habe aber meinen Bruder hier, der mich wacker vertritt. Sehen Sie, wie er mit Ihrer Fräulein Tochter dahinschreitet." —

Der Pastor Sternberg blieb auch während der folgenden Tänze müssiger Zuschauer, doch erfüllte ihn auch nicht für einen Augenblick Langeweile, während er die dahinschwebenden und hüpfenden Paare betrachtete. Meistentheils folgte er jeder Bewegung Laura's, die ihm manchen verstohlenen Blick zusandte, oder auch wohl mit offener Freundlichkeit zu ihm herübersah.

Ferdinand war bis dahin, so lange er sich für

diesmal in A. aufgehalten, täglich einige Stunden in der Gesellschaft des Fräulein Gilbe gewesen; ihre von Liebe und Sehnsucht für ihn befangene und doch glückliche Stimmung hatte sein trauerndes Gemüth nach und nach wieder zu einigem Frohsinn angeregt, er fühlte sich angezogen von ihrer Nähe, froher und heiterer als sonst, in ihrer Gesellschaft. — Bei dem natürlichen Wesen der Jungfrau, das durch keine verkehrte Erziehung oder leichtfertige Umgebung den so häufig bemerkbaren Hang zur Verstellung angenommen, hatte der Pastor bemerkt, daß auch er ihr nicht gleichgültig sei, und diese Wahrnehmung erfüllte sein Herz mit süßer Wonne. Er war auf dem Punkt, sich zu gestehen, daß die holde Erscheinung ihm vollständigen Ersatz für den Verlust der Freiin von Nolten zu bieten vermöge. — Eine neue Liebe hatte mit ihrer ganzen Kraft sein Herz beschlichen und die alte daraus verdrängt, die Schönheit und kindliche Unschuld Laura's, die ihm früher schon anziehend erschienen war, als er noch auf die Hand Emma's hoffte, hatten ihm aufs neue den Frieden geraubt. —

Bei einigen der Herren fühlte sich die anfangs

geäußerte Tanzlust sehr bald ab. Leo kehrte, nachdem er während der ersten Tänze recht eifrig den Saal durchflogen war, an die Seite Ferdinand's zurück, und nach nicht langer Zeit folgte ihm auch Ernst. Dessen ungeachtet blieb immer noch eine große Anzahl Herren, die die Ausdauer der Damen auf die Probe stellte, so daß ihr Verschwinden aus der Reihe der Tänzer kaum bemerkt wurde.

„Nun wollen wir uns gemächlich in ein Nebenzimmer setzen,“ sprach Leo zu den Freunden, „und uns dort von unserer Anstrengung erholen.“

Die jungen Männer verließen den Saal und begaben sich in ein angrenzendes Gemach, von wo aus sie bei einer Flasche Wein die Tanzmusik mit anhörten.

Schnell entfloh ihnen hier die Zeit, und ehe sie es ahnten, kündete das Hin- und Herströmen der Herren und Damen an, daß die große Pause begonnen habe.

Auch der Kreisrichter Gilbe betrat das Zimmer, in welchem sich die Freunde niedergelassen hatten; ihm folgten seine Frau und Schwester.

„O über diese Müssigen!“ rief entrüstet die

erstere, als sie die drei zechenden Freunde sitzen sah; „hier vergeuden sie die edle Zeit bei einem Glase Wein, statt sich ein wenig für das Vergnügen der Damen zu interessiren.“

„Wir sahen ein, daß wir im Saal überflüssig waren, entgegnete Leo lachend,“ und hatten dort auch wirklich keinen Platz mehr.“ Dabei rückte er Stühle an den eingenommenen Tisch, und nöthigte die Damen und seinen Schwager, ebenfalls Platz zu nehmen.

Es entspann sich ein heiteres Gespräch, an dem Ferdinand mit vielem Interesse Theil nahm, da Laura sich ihm zur Seite gesetzt hatte und ihn neckend bat, doch nur einmal mit ihr zu tanzen.

Munter entgegnete Ferdinand: „Gut, ich werde Ihren Wunsch erfüllen, mein Fräulein; aber ich stelle dabei eine Bedingung, auf die Sie eingehen müssen.“

„Ihre Bedingungen sind jedenfalls derart, daß ich sie bedenkenlos annehmen kann; deshalb sage ich ohne Weiteres zu,“ sprach Laura fröhlich.

„Ich halte Sie beim Wort! — Also wenn wieder die Musik ertönt, tanzen wir zusammen,“ rief der Pastor.

„Gewiß! Doch nun Ihre Bedingung.“

„Die sollen Sie sogleich hören: Wir tanzen in diesem Zimmer!“

Laura wollte Einwendungen erheben, doch der Pastor sprach mahnend: „Sie haben mir Ihr Wort gegeben, daß Sie meine Bedingung erfüllen wollten.“

„Gut, so tanzen wir hier!“ antwortete, sich fügend, Laura.

„Und zwar ohne Zuschauer!“ ergänzte Ferdinand. „Ich tanze nur sehr mangelhaft, und will mich nicht verspotten lassen,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Nein, wir bleiben!“ rief Bianka. „Wir müssen dem Tanz zusehen.“

„Das geht nicht!“ protestirte Ferdinand. „Ich tanze nur ohne Zuschauer.“

„Sie wollen mich nur bewegen, den Tanz aufzugeben,“ antwortete Laura. „Gehen Ihre Bedingungen noch weiter, Herr Pastor?“

„Nein,“ sprach der letztere, „ich stelle weiter keine, und daß Sie den Tanz aufgeben werden, wünsche ich so wenig als ich es hoffe.“

Die Männer lachten und meinten, Ferdinand sei im Recht, Bianka dagegen behauptete, als

Zuschauerin während des Tanzes bleiben zu wollen.

Man war noch zu keiner Einigung gelangt, als die Pause ihr Ende erreicht hatte und die Töne eines echt deutschen Walzers vom Saal herüberklangen. — Sogleich entfernte sich Ernst, um diesen seinen Lieblingstanz nicht zu versäumen. Leo stand auf, bat Bianka, mit ihm anzutreten, und diese beurlaubte sich jetzt, von der Musik zu sehr angelockt, als daß sie widerstehen können, nur für einen Augenblick, wie sie sagte, und kehrte an der Seite des Bruders ebenfalls in den Saal zurück. Auch der Kreisrichter entfernte sich in der Erwartung, daß der Pfarrer und Laura folgen würden. Diese blieben allein zurück. —

Jetzt erhob sich auch Laura in sichtlicher Verlegenheit. Sie befand sich in einer sehr unangenehmen Lage. Ganz allein dem geliebten Manne gegenüber, mochte sie ihn doch nicht darauf aufmerksam machen, daß ihr längeres Verweilen unpassend sei, und andererseits hinderte sie das ihr inne wohnende Gefühl für Anstand und Sitte, den bis dahin eingenommenen Platz ferner zu behaupten.

Doch Ferdinand machte ihrer unangenehmen Lage schnell entschlossen ein Ende oder lenkte vielmehr ihre Gedanken von den angestellten Betrachtungen ab. Indem auch er sich erhob und an sie herantrat, sprach er mit weicher, bittender Stimme: „Fräulein Laura, wollen auch Sie mich verlassen, um in den Ballsaal zu eilen?“

„Ach Herr Pastor, können Sie mich ernstlich zurückhalten wollen?“ fragte dagegen im schmerzlichen Ton die junge Dame.

„Nur einen Augenblick bitte ich um Gehör,“ flehte Ferdinand. „Wer weiß,“ fuhr er fort, „wann es mir wieder vergönnt ist, Ihnen das zu sagen, was ich so gern aussprechen möchte: Laura, ich liebe Sie, und es ist mein sehnlichster Wunsch, Sie als Gattin heimzuführen! Laura, wollen Sie die Meine werden?“

Diese wenigen, ungesuchten Worte aus dem Munde des schon so lange geliebten Mannes machten das Herz der Jungfrau vor Freude und seliger Wonne erbeben. Und gleichwohl preßte die Angst, jeden Augenblick überrascht zu werden, ihr einen bangen Seufzer aus.

„Sie antworten mir nicht, sondern seufzen nur

bange," klagte Ferdinand. „O, ich ahnte es, daß mir nie das Glück lachen werde."

Diese traurige Klage besiegte jede Furcht in dem Herzen Laura's. Leise weinend, legte sie das Haupt an die Brust des Pastors, und flüsterte, selig in dem Gefühl ihrer Liebe: „O, ich will Ihnen für die Ewigkeit angehören!"

Ferdinand fühlte sich in diesem Augenblick so glücklich und froh, wie noch nie in seinem Leben. Er vergaß die ganze Welt um sich und preßte die Geliebte voll Innigkeit in seine Arme.

Da ertönten an der Thür des Zimmers die Worte: „Der Walzer ist beendet, und er scheint herrliche Früchte getragen zu haben!"

Erschreckt blickten sich die Liebenden um, und gewahrten Leo, Ernst, Bianka und den Kreisrichter Gilbe, welche, laut lachend, sich näherten.

Ferdinand hielt die Geliebte noch immer in seinen Armen, und Leo fragte: „Darf ich gratuliren?"

„Meine Braut!" entgegnete Ferdinand, Laura herzlich die Hand küssend.

Erst jetzt begann das eigentliche Vergnügen für diese fröhlichen Menschen. Zwar nahmen sie

an dem Tanze nur noch wenig Theil, aber in dem kleinen Stübchen erscholl lauter Jubel und heiteres Geplauder der Glücklichen. — Doch der Munterste schien derjenige zu sein, dessen Herz sich zuweilen vor Leid und Weh krampfhaft zusammenzog, — Leo von Karsten.

Am folgenden Tage wurde die Verlobung Laura Gilbe's mit dem Pastor Ferdinand Sternberg veröffentlicht. Auch nach Genzhagen gingen zwei Anzeigen ab, eine an die Mutter Ferdinand's unter Beifügung eines Briefes, in welchem die Verlobten um den Segen der Gerichtsräthin baten, die andere an den General von Nolten.

XIV

Als die Verlobungs-Anzeige ihres Sohnes mit dem Briefe, der sein Glück in hellen Farben schilderte, bei der Frau Gerichtsräthin Sternberg eingetroffen war, hatte sie vor Freude laut aufgejubelt. Schon in mancher Nacht war der Schlaf ihrem Lager geflohen, wenn sie sich vor die Seele gestellt, wie der edelsinnige Sohn dem Schmerze über sein verlornes Lebensglück nachhänge und ohne daß er je eine Klage laut werden lasse, dennoch an diesem Weh langsam dahinwelke. Da hatte sie die Nachricht empfangen daß auch Ernst an einer schweren Krankheit darniederliege, und nun war der Gedanke in ihr aufgetaucht, daß die seligen Stunden des Glücks und der Freude so leicht auf ewig für sie hin sein und die letzten Tage ihres noch kurzen Lebens, wohl durch den herzzerreißenden Gram um den

Verlust der beiden hoffnungsvollen Söhne getrübt worden könnten. Und jetzt? Mit einem Mal war sie wieder aller Furcht ledig: Ernst blühte in neuer Kraft und Gesundheit und Ferdinand hatte ein Wesen gefunden, das ihm völligen Ersatz für das einstige Ideal seines Herzens bot. Auch er fühlte sich namenlos glücklich. Wie hätte da die liebende Mutter nicht von Wonne und Freude erfüllt sein sollen.

Auf dem Schlosse machte die Anzeige einen schwer zu beschreibenden Eindruck. Der General hatte wahrgenommen, daß der frohe Muth des Pfarrers seit einiger Zeit einem tiefen Ernst Platz gemacht, doch war ihm noch für keinen Augenblick der wahre Beweggrund hierzu in den Sinn gekommen. Er blieb der Meinung, daß der Pfarrer, dessen Benehmen gegen Emma sich durchaus nicht in auffälliger Weise geändert, noch immer die zärtlichsten Gefühle für dieselbe hege und seiner einstigen Vereinigung mit ihr nachstrebe. Und nun erhielt er die Anzeige, daß Sternberg sich in A. mit einer jungen Dame verlobt habe und glücklich sei.

Brummend und kopfschüttelnd ging er zu

seiner Gattin, theilte dieser die Neuigkeit mit, und fragte dann, was sie über die Sache denke.

„Wir wollen zunächst einmal Emma herbei rufen und sehen, wie sie die Nachricht aufnimmt. Aus ihrem Verhalten werden wir vielleicht einen Schluß ziehen können oder meine Annahme bestätigt sehen," antwortete die Freifrau.

„Du hast Recht!" stimmte der General bei. „Rufen wir Emma."

Die Tochter erschien.

„Emma, mein Kind," sprach der Vater zu ihr, „sieh hier diese Mittheilung!" Dabei hielt er ihr die Verlobungs-Anzeige hin.

Emma durchlas dieselbe flüchtig, dann flog ein anmuthiges Lächeln über ihre Züge, und vergnügt rief sie: „O das ist ja herrlich! Nun bekommen wir eine junge Frau auf den Pfarrhof, und ich erhalte dadurch eine vielleicht angenehme Freundin."

„Jetzt will ich Dir meine Meinung sagen," sprach die Generalin zu ihrem Gatten, als sie wieder allein waren: „Der Pastor ist ein kluger Mann, er hat sich ganz im Stillen davon Ueberzeugung verschafft, daß Emma ihn nie lieben

werde. Seitdem er diese Gewißheit gewonnen, war er traurig und niedergeschlagen. Jetzt hat er eine andere Liebe gewonnen und wird glücklich sein."

Wenige Tage später traf Ferdinand selber in Genzhagen ein. Sein ganzes Wesen war verändert und hatte wieder einen frohen, lebensmuthigen Anstrich gewonnen. Die Gerichtsräthin fühlte, daß gegenwärtig kein Leid seinen Lebenshimmel trübe, und dies erfüllte sie mit Freude; auch die Schloßbewohner nahmen herzlichen Antheil an seinem Wohl.

Noch ehe der Winter verstrich, wurde die Vermählung des jungen Paares gefeiert. Ferdinand's Mutter begleitete ihn auf der Reise nach A., um dem Feste, das ihrem Erstgebornen eine treue, liebende Gattin geben sollte, beizuwohnen. Und der General, der ebenfalls eine Einladung empfangen, machte sich — vielfach von den Bitten der Tochter und des Pfarrers bestürmt — mit beiden Kindern auf den Weg, damit auch er an dem schönsten und feierlichsten Tage des geachteten Freundes zugegen sei. Er verband mit dieser Reise gleichzeitig den Zweck, den Sohn, der nun

noch während kurzer Zeit die ersten Klassen des Gymnasiums durchmachen sollte, ehe er die Militär-Carrière einschlage, in dem Hause des Superintendenten Gilbe unterzubringen. Die Einleitungen dazu waren bereits früher von Sternberg getroffen.

Somit bekamen auch Emma und Ernst Gelegenheit, sich wiederzusehen und für einige Tage die Freuden des glücklichen Beisammenlebens zu genießen. Zwar erhielt der Lieutenant einige Vorwürfe, daß er seinen Besuch in Genzhagen noch nicht wiederholt, doch wußte er mit triftigen Gründen nachzuweisen, daß eine so große Reise seine dienstliche Stellung bisher nicht erlaubt habe. Er versprach indessen, sobald als möglich, und jedenfalls, wenn der Frühling wieder die Bäume mit frischem Grün zu bekleiden beginne, für längere Zeit in Genzhagen einzutreffen.

Auch Leo, der sich von der Anmuth und Liebenswürdigkeit der Freiin angezogen fühlte, und sich beeiferte, ihr seine Huldigungen darzubringen, bis ihm klar wurde, daß der Freund bereits das Herz der jungen Dame besiegt habe, erhielt von dem Vater derselben, dessen Wohl-

wollen er sich zu gewinnen wußte, eine Einladung nach Genzhagen uud gab sein Wort, mit dem Kameraden zusammen die Besuchsreise anzutreten. Und sie hielten ihr Versprechen!

Zum nächsten Pfingstfest trafen die beiden Offiziere, begleitet von Carl von Nolten, der während einiger Wochen Ferien erhalten, in dem freundlichen Dorfe Genzhagen ein. Der letztere begab sich auf das Schloß, während die ersteren in dem Pfarrhause Quartier in Anspruch nahmen, welches ihnen mit Freuden gewährt wurde. —

Hier waltete jetzt Laura Gilbe als brave Hausfrau. Man sah es dem Pfarrer auf den ersten Blick an, daß er sich wohl und behaglich unter der Pflege der freundlichen Gattin befand. Die Gerichtsräthin blickte mit wahrem Stolz auf das glückliche Paar, und wünschte nichts sehnlicher, als daß Ernst erst ebenfalls in dem Hafen der Ruhe, die der Ehestand erzeugt, angelangt sein möchte.

Der Pfarrer, der wohl durch seine Gattin davon unterrichtet sein mochte, daß Leo sich einst um ihre Hand beworben, und eingesehen, wie thätig er für seine Vereinigung mit derselben ge-

wirkt, behandelte ihn mit aufrichtiger Freundschaft. — Uebrigens wirthschafteten die beiden Militairs in dem sonst so stillen Pfarrhause herum, als seien sie daselbst geboren und erzogen. Vom frühesten Morgen bis zum späten Abend war ein Leben und Treiben in den Räumen, in denen sonst kaum ein lauter Fußtritt gehört wurde, als sei ein ganzes Cavallerie-Regiment eingerückt. Der Pfarrer mit seiner Gattin ergötzten sich beständig an dem Unwillen der Gerichtsräthin, die oft unmuthig umherging, aber stets ein fröhliches Gesicht machte, sobald die jungen Männer ihr vorstellten, daß die Soldaten einmal an den Lärm gewöhnt seien, und sie sich doch unmöglich während ihrer Urlaubszeit Zwang auferlegen könnten.

Uebrigens blieben sie zuweilen auch während ganzer Tage dem Hause fern, und dann herrschte wieder die altgewohnte Ruhe. —

Auf dem Schlosse hatten die Offiziere schon am Tage ihres Eintreffens in Genzhagen den ersten Besuch gemacht, und waren daselbst, wie sich erwarten ließ, freudig empfangen. Ernst fand Gelegenheit, die Geliebte im Geheimen zu begrüßen und ihr zu sagen, daß er jetzt auf jeden Fall bei

der ersten Gelegenheit die Einwilligung ihrer Eltern und seiner Mutter zu dem zwischen ihnen bestehenden Verhältniß erbitten werde, wozu sie auch verschämt ihre Genehmigung ertheilte. —

Am Pfingstmorgen beglückte auch der Gardelieutenant von Wallmar die freiherrliche Familie durch einen neuen Besuch, doch kam er in Begleitung des Legationsraths und dessen Gattin, die das Pfingstfest bei den Verwandten verleben wollten.

Für Niemand war dieser Besuch ungelegener als für Emma. Natalie, immer noch eine blendend schöne Erscheinung, mußte jetzt das Ideal ihres Herzens wieder sehen, und wenn auch Ernst die Liebe der letztern nie erwidert hatte, so war es doch schon peinlich, ihn in der Gesellschaft einer Dame zu wissen, die, wie sie wußte, ihn geliebt hatte, ja wohl noch liebte. Und was mußte Natalie empfinden, wenn sie nun erfuhr, daß ein zärtliches Verhältniß zwischen ihr und dem Lieutenant Sternberg bestehe? — Es war eine fatale Angelegenheit, die in der Baronesse den Wunsch rege machte, die Legationsräthin möchte sich lieber allenthalben befinden, nur nicht in Genzhagen. —

Doch sie war nun einmal da, und das Unvermeidliche mußte ertragen werden.

„Natalie," sprach Emma, als sie sich dieser allein gegenüber befand, „Ernst Sternberg lebt, und ist Offizier."

„Unmöglich!" antwortete die Legationsräthin, ohne eine sonderliche Erregung zu zeigen.

„Er weilt gegenwärtig in Genzhagen bei seinem Bruder!" fuhr Emma bestimmt fort.

„Da werde ich ihn ja wohl sehen und mich selber überzeugen können," sprach, im ziemlich gleichgültigen Ton, Natalie.

„Noch heute, er kommt täglich nach dem Schloß."

„Und wie findest Du ihn?"

„Unwiderstehlich: er ist ein schöner, geistreicher Mann, ich liebe ihn!"

„Du Schwärmerin! Doch Du sprichst Dein Urtheil so offen aus, daß ich nicht fürchte, Du werdest mich aus seinem Herzen zu verdrängen suchen."

„Aber Natalie, wie kannst Du nur so reden: Du besitzest einen Mann, der Dich aufrichtig liebt, und wirst also doch nicht mehr für einen andern

Menschen zärtliche Gefühle hegen?“ sprach Emma, nicht ohne Erregung.

„Ah — Du scheinst Dich in Wahrheit für den jungen Offizier zu interessiren. Fürchte nichts von mir, mein Kind, ich habe längst meine Liebe besiegt;“ entgegnete lächelnd die Legationsräthin.

Waren diese Worte wahrhaft empfunden oder hatte Natalie sie nur aus Klugheit gesprochen? Fast glaubte Emma das letztere, da die Legationsräthin gleich darauf ein anderes Gespräch begann und es vermied, auf dies Thema nochmals zurückzukommen. — Doch Emma sagte sich, daß sie ihre Schuldigkeit gethan und die Verwandte ohne Rückhalt darauf aufmerksam gemacht habe, daß sie in einem innigen Verhältniß zu Ernst Sternberg stehe. — Immerhin machte ihr die Angelegenheit manche Sorge. —

Am Nachmittage fanden sich die sämmtlichen Bewohner und Gäste des Pfarrhauses auf dem Schlosse ein. Es erfolgten gegenseitige Vorstellungen, wobei Ernst sogleich die Gräfin Natalie wieder erkannte. —

Emma stand beobachtend von ferne als ihr Geliebter sich mit verbindlichen Worten der schönen

Frau nahte und voller Enthusiasmus der kurzen Zeit gedachte, die er vor Jahren in ihrer Nähe verlebt hatte.

Wie eine Frau, die an Huldigungen Seitens der Männer gewöhnt ist, nahm die Legationsräthin die Versicherungen des Glücks über das unerwartete Wiedersehen auf. — Das Gespräch zwischen ihr und dem Offizier dehnte sich weit länger aus als Emma gehofft, der warme, freundliche Ton, in welchem Beide zu einander redeten, bereitete ihr ein herbes Weh.

Und selbst später, als die Gesellschaft den Garten aufsuchte, fanden sie sich wieder zu einander und plauderten so angelegen bald ernst und leise, bald wieder so fröhlich und laut, daß Emma's Herz, die jede Bewegung des Geliebten beobachtete, unter dem wilden Schmerze getäuschter Liebe und heftiger Eifersucht zu leiden begann.

Ernst ahnte nichts von dem Weh seiner Braut! Sie wußte ja, daß er die Gräfin aus früherer Zeit kannte, und mußte es nach seiner Ansicht ganz natürlich finden, wenn er ihr für kurze Zeit seine Aufmerksamkeit widmete. —

Und Natalie? — Sie hatte wirklich ihre ganze

Liebe dem Legationsrath zugewendet, nachdem sie bei ihrem vorigen Besuch in Genzhagen zu der Annahme gekommen war, Ernst sei todt. — Zwar machte jetzt das Erblicken des jungen Mannes einen recht angenehmen Eindruck auf sie; sie schätzte seine Unterhaltung als interessant und anziehend, aber ihre Liebe besaß er nicht mehr, die hatte ihr Gatte gewonnen, um sie nie wieder zu verlieren.

Während Ernst noch immer mit der Legationsräthin im Garten umherwandelte, Leo den übrigen Herrschaften die Zeit mit seiner Beredtsamkeit verkürzte, suchte der Garde-Lieutenant von Wallmar sich Emma zu nähern. Letztere ging zwischen den Anlagen des Gartens umher, hier und da vor einer Frühlingsblume stehend bleibend und anscheinend im Beschauen derselben versunken, in Wahrheit aber, um allein, und nicht gezwungen zu sein, sich an einer Unterhaltung zu betheiligen.

Eben betrachtete die Freiin einen Rosenstrauch, der — dicht am Wege stehend, eine außergewöhnlich große Anzahl Blumen zu spenden versprach, als Herr von Wallmar zu ihr trat und mit lispelnder Stimme begann: „Mein gnädiges Fräu-

lein, wenn ich nicht irre, so sind Sie eine große Freundin der Blumen."

Trotz ihrer trüben Stimmung konnte Emma bei dieser Anrede sich kaum eines Lächelns erwehren. Schelmisch antwortete sie: „Jedenfalls hegen wir in dieser Beziehung eine gleiche Leidenschaft! Ist es nicht so, Herr Lieutenant?", setzte sie fragend hinzu.

„Ja, ich liebe die Blumen sehr, vorzüglich die Rosen, sprach der Garde-Offizier."

„O das ist herrlich!" rief Emma. — „Haben Sie auch Passion für schöne Bäume?" fragte sie dann.

„Ich würde sie mir aus allen Welttheilen kommen lassen, wenn ich es vermöchte," betheuerte Wallmar.

„Da sympathisiren wir auf sonderbare Weise!" sprach lachend Emma.

„Daran habe ich seit unserm ersten Begegnen nie gezweifelt!" versicherte der Garde-Lieutenant. „Bei meiner Ehre, als ich Sie zuerst erblickte, war es mir sogleich klar, daß ich ein Wesen, nein, einen Engel gefunden, der im Denken und Empfinden mir nahe stehe."

„O wie Sie zu schmeicheln verstehen, Herr Lieutenant!“ entgegnete, in ein ziemlich lautes Lachen ausbrechend, die Freiin. „Sie erweisen mir zu viel Ehre.“

„Keine Schmeichelei, mein gnädiges Fräulein, meine feste Ueberzeugung,“ betheuerte Wallmar, das Lachen Emma's für einen Beweis ihrer glücklichen Stimmung über seine ausgesuchten Schmeicheleien haltend, und sich in die Brust werfend. —

In dieser Weise wurde die Unterhaltung zwischen der Freiin und dem Garde-Offizier fortgesetzt. — Emma, die sich von Ernst vernachlässigt und durch seine stete Unterhaltung mit der Legationsräthin gekränkt glaubte, machte ihrem Unmuth dadurch Luft, daß sie den Herrn von Wallmar, der ihr gegenüber in lächerlich-anmaßender Weise auftrat, verspottete. Doch derselbe blieb weit entfernt, in ihren Reden eine sarkastische Bemerkung zu finden: er war entzückt von der Anmuth und Unbefangenheit, mit welcher sie ihn zu unterhalten suchte, und gewiß wurde der Wille in ihm rege, die Freiin mit seiner Liebe und Hand zu beglücken, um so mehr, als sich schon heraus-

gestellt, daß sie auf merkwürdige Weise gleiche Sympathieen hegten. —

Als Ernst sich von der Legationsräthin getrennt hatte, und nun versuchen wollte, einen freien Augenblick zu finden, in welchem er der Geliebten einige Worte zuflüstern konnte, fand er den Garde-Lieutenant an ihrer Seite. Er hielt dies für eine Zufälligkeit und hoffte, daß sich Emma bald von der Gesellschaft des ihr jedenfalls Lästigen zu befreien wissen werde. Doch er irrte sich. — Herr von Wallmar besaß eine große Zähigkeit und gab nicht so leicht einen errungenen Vortheil wieder auf Und vielleicht lag es auch in der Absicht Emma's, jetzt Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihm fühlen zu lassen, wie wehe es thue, von dem geliebten Wesen wegen eines andern Gegenstandes übersehen und mit Gleichgültigkeit behandelt zu werden. — Ernst hörte sie einige Mal heiter lachen, freilich ahnte er nicht die Ursache hierzu und wußte nicht, welcher Art dieses Lachen war, — er glaubte auf ihrem Gesichte das Vergnügen einer angenehmen Unterhaltung zu lesen, sein Herz entflammte in Unmuth und Eifersucht. —

Ach wie viele Herzen sind schon durch so kleine, werthlose Veranlassungen getrennt, die doch für einander so warm und innig schlugen und dazu bestimmt waren, in süßer Vereinigung des Lebens Leid und Freuden mit einander zu tragen. Aber da brausen des Herzens Leidenschaften empor und wogen und stürmen jede vernünftige Verständigung hinweg, lassen keine nachsichtige Regelung zur Geltung kommen, zeigen jede Handlung, alles Thun in einem falschen Lichte, bis in wilder Hast das schreckliche Wort gesprochen ist, das eine Wiedervereinigung für die Ewigkeit unmöglich macht. —

Von neuem wandte sich Ernst an die Legationsräthin, und in ihrer geistreichen Unterhaltung betäubte er momentan den Schmerz, der ihn beschlichen.

So verging der erste Pfingstfeiertag; Ernst und Emma fanden weder Gelegenheit, noch suchten sie dieselbe, sich einander zu nähern. Weh im Herzen, verließen sie sich, und doch machten sie gegenseitig nur eine kühle Verbeugung als sie schieden.

Wie gern hätte Emma eine Veranlassung her-

beigeführt, mit der Legationsräthin nochmals über Ernst zu sprechen und derselben das Unwürdige und Unedle ihres Verhaltens vor die Seele zu führen. Doch ihr jungfräulicher Stolz empörte sich gegen jeden derartigen Versuch. Sie litt ungemein; aber sie wollte lieber ihrer Liebe entsagen, als durch Bitten und Vorstellungen nach irgend einer Richtung hin, sich die Liebe Sternberg's erhalten.

Am zweiten Pfingstfeiertage erschienen die Schloßbewohner sämmtlich in dem Pfarrhause. Ernst, der während der Nacht und des Vormittags sich mit tausenderlei Muthmaßungen über das kühle Benehmen Emma's am verflossenen Nachmittage und namentlich beim Abschiede abgequält hatte, war — da er kein Auge in der letzten Nacht geschlossen — etwas bleich und angegriffen. Er wollte unter allen Umständen ein Zwiegespräch mit der jungen Baronesse herbeiführen und suchte sich daher ihr gleich, nachdem die Gesellschaft das Pfarrhaus betreten, zu nähern. Es gelang ihm auch, bis zu ihr vorzudringen, und eben er war im Begriff, sie anzureden, nachdem er freundlich und ehrerbietig gegrüßt, als auch

schon der Garde-Offizier sich wieder an die Seite Emma's drängte und — dem Kameraden zuvorkommend — ein Gespräch begann.

Die Freiin mußte darauf antworten, wenn sie nicht gegen den guten Ton verstoßen wollte, was sie Herrn von Wallmar gegenüber um so weniger konnte, als derselbe in dem elterlichen Hause als Gast weilte. — Ihre Entgegnung war kurz und gemessen, aber Ernst hörte dieselbe nicht mehr, er mußte auf die freundliche Aufmerksamkeit der Legationsräthin achten, die eben die Frage an ihn richtete, ob er sich krank fühle.

„Nicht eigentlich körperlich krank, aber durch ein Seelenleiden angegriffen;“ antwortete der junge Offizier. „Ich habe die Nacht durchwacht, und das hat wohl einige Spuren in meinem Aeußern zurückgelassen,“ setzte er hinzu, indem er einen Platz in der Nähe der geschätzten Frau einnahm.

Emma blieb jetzt an der Seite des Herrn von Wallmar. Die Kluft zwischen ihr und dem Geliebten wuchs von Minute zu Minute.

Im Laufe des Nachmittags trat die ganze Gesellschaft einen Spaziergang nach der Ruine

an. Während Ernst auch jetzt von der Unterhaltung der Legationsräthin in Anspruch genommen war, machte sich Emma von dem ihr mehr als lästig gewordenen Garde-Offizier los, und ergriff den Arm der Gerichtsräthin, um in ihrem Schutz vor jeder weitern Annäherung des ersteren gesichert zu sein. Sie fühlte sich so unglücklich, daß sie nur mit der größten Mühe ihr Leid verbergen konnte.

Der Lieutenant von Wallmar wendete sich jetzt zu Leo, und stellte dessen Geduld mit seiner faden Unterhaltung auf die Probe.

„Bei meiner Ehre, Herr Kamerad," begann er nach kurzer Einleitung, „die Baronesse ist ein Engel an Güte und Liebenswürdigkeit."

Leo, der längst eingesehen, daß zwischen seinem Freunde und Emma ein zärtliches Verständniß walte, begnügte sich zu antworten: „Sie besitzen einen großen Scharfblick, Herr von Wallmar; ich pflichte Ihnen vollkommen bei."

„Die junge Dame hat mir gestern gestanden, daß wir gleiche Sympathieen hegen, und ich fühle mich glücklich durch dies Geständniß," fuhr Wallmar fort.

„Das glaube ich, Sie sind unter diesen Umständen zu beneiden," betheuerte Leo, lächelnd.

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich versucht fühle, der Baronesse von Nolten meine Hand anzubieten."

„Thun Sie das, Herr von Wallmar, aber bald, ehe Ihnen vielleicht ein Anderer zuvorkommt. Die Freiin ist schön, jung, liebenswürdig und geistreich, sie besitzt ein großes Vermögen, da darf man nicht lange säumen, sich vor Rivalen zu sichern."

„O, da bin ich sicher! So lange die Freiin hoffen kann, mich dereinst zu besitzen, wird sie gewiß keinem andern Manne Gehör schenken."

„Sie Glücklicher!" spottete Leo. „Doch sind Sie auch vollständig überzeugt, daß die Baronesse Ihnen so ganz ergeben ist?" setzte er fragend hinzu.

„O ich bin mit Herzensangelegenheiten vertraut, und weiß auf den ersten Blick, was ich von der Neigung einer Dame zu halten habe," entgegnete selbstgefällig der Garde-Lieutenant.

„Da werden wir also hier wohl noch eine Verlobung feiern?" fragte Leo.

„Ja, ich bin jetzt fest entschlossen, der jungen Dame meine Hand zu reichen. Ihre Zweifel haben die letzten Scrupel in mir besiegt.“

„Sie hegten also noch Bedenklichkeiten?“

„Gewiß! Mein Name und meine Stellung in der Welt erheischen es, daß man eine derartige Wahl wohlweislich überlegt.“

„Aber hier scheint mir jede Bedenklichkeit von vorn herein am unrechten Orte; die Baronesse besitzt Alles, was auch den kühnsten Ansprüchen genügen könnte.“

„Mein verehrter Herr Kamerad, manche Gräfin würde sich glücklich schätzen, wenn ich ihr meine Hand anböte.“

Diese Arroganz ging dem jovialen Husarenoffizier doch etwas zu weit. Schon wollte er seine wahre Meinung laut werden lassen, doch schnell überlegend, daß dadurch nur unangenehme Händel entstehen könnten, bezwang er seinen Unwillen und entgegnete: „Wohl möglich; doch daß Sie der Freiin von Nolten gegenüber siegen werden, glaube ich nicht!“

„Wollen Sie eine Wette eingehen, Herr von Karsten?“ rief Wallmar.

„Derartige Wetten mache ich nie!“ entgegnete Leo verweisend, „doch bleibe ich bei meinen Zweifeln, bis Sie mich überzeugt, daß ich Unrecht hatte.“

„Das werde ich sehr bald! Ich möchte nur wissen, worauf Sie Ihre Annahme gründen,“ sprach der Gardeoffizier.

„Ich glaube, daß ein Anderer die Liebe der Freiin gewinnt oder gewonnen hat.“

„Ein Anderer? — Nein, noch heute habe ich mich überzeugt, daß die Baronesse sich lebhaft für mich interessirt. Und wer sollte auch hier auf dem Lande sich finden, der das Herz derselben belagerte?“

„Aha, also darauf gründen Sie Ihren Sieg! — Doch seien Sie nicht zu sicher; sehen Sie zum Beispiel einmal dort den Lieutenant Sternberg an, erscheint er Ihnen nicht als die geeignetste Persönlichkeit, das Herz einer Dame in Flammen zu setzen?“

„Lieutenant — wie heißt der Mensch doch noch? A — so, Sternberg. — Nein, Herr Sternberg kann hier nicht in Betracht kommen!“ antwortete, den beleidigenden Theil der Rede Leo's

unbeachtet lassend, in wegwerfendem Ton, Herr von Wallmar.

„Sie sprechen da in einer eigenen Weise von dem Lieutenant Sternberg," erwiderte Leo, das Wort Lieutenant scharf betonend. „Weshalb erscheint er Ihnen nicht der Beachtung werth, wenn ich fragen darf?"

„Weil er nur ein Bürgerlicher ist, und der General den Freiherrn-Titel besitzt;" antwortete überlegen Herr von Wallmar.

„Ich muß Sie ersuchen, gefälligst zu beachten, daß der Lieutenant Sternberg Offizier, und zwar ein tüchtiger Cavallerie-Offizier ist!" rief, im beißenden Ton, Leo. „Uebrigens" setzte er gelassener hinzu, „sind die wahrhaft gebildeten und aufgeklärten Menschen längst darüber einig, daß es in Wirklichkeit nur einen Adel giebt, den Adel der Seele! der nicht immer bei den Menschen gesucht werden darf, die das Wörtchen „von" vor ihrem Namen tragen. Sprechen Sie einmal mit dem General von Nolten über diesen Punkt, und er wird Sie belehren, daß er so wie ich denkt."

Wallmar war lediglich ein Geck ohne Muth oder Willenskraft. Er nahm die Zurechtweisung

des Kameraden hin, ohne seine vorurtheilsvolle Ansicht zu vertheidigen. Aber ebensowenig hatte ihn dieselbe bekehrt. Verdrießlich dachte er bei sich: Es würde gegen alle Sitte und Ordnung verstoßen, hier einen Streit zu beginnen. Dann sprach er, sich verbeugend: „Binnen drei Tagen werde ich Sie in Betreff der Denkungsart des Fräuleins von Nolten und ihres Vaters überzeugen,“ worauf er sich wieder an die Seite des ersteren zu drängen versuchte, was ihm indessen für diesmal nicht gelingen wollte. —

Als die beiden Husaren-Offiziere an diesem Abende ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer aufsuchten, war Ernst noch erregter und trüber gestimmt als am Abend vorher. Nachdem er von der Legationsräthin während des ganzen Spaziergangs fast unausgesetzt in Anspruch genommen war, hatte er noch einmal versucht, mit Emma von Nolten ein Zwiegespräch anzuknüpfen, doch war sie ihm hierbei in keiner Weise freundlich entgegengekommen. Gleich darauf hatte aber auch die Annäherung des Lieutenants von Wallmar jede Verständigung unmöglich gemacht. Der letztere war ihm so zuwider, daß er ihm gern aus dem

Wege ging, um nur nicht gezwungen zu sein, sich in ein Gespräch mit demselben einzulassen. —

„Willst Du eine Neuigkeit wissen?“ fragte Leo, als er dem Freunde allein gegenüber stand, der noch nicht daran dachte, die Ruhe zu suchen.

„Erzähle,“ antwortete Ernst im gleichgültigen Ton.

„Der Lieutenant von Wallmar will um die Hand des Fräuleins von Nolten anhalten, und er hat mir betheuert, daß er sich binnen drei Tagen mit ihr verloben werde.“

„Ich wünsche ihm viel Glück!“ erwiderte Ernst mit verbissenem Grimm. „Doch glaube ich,“ fügte er ruhig hinzu, „daß er seine Rechnung ohne den Wirth gemacht hat.“

„Das hoffe ich auch! Ich habe ihm meine Meinung schon darüber gesagt, aber ihn doch in dem Vorsatz bestärkt, sein Glück zu versuchen.“

„Wirklich? Da hast Du Recht gethan!“

„Aber nun sei einmal aufrichtig gegen mich und sage mir: weshalb meidest Du das herrliche Wesen seit einigen Tagen ganz und gar?“

„Das beruht auf Gegenseitigkeit!“ versicherte Ernst.

„Und doch liebt Ihr Euch, was ich bestimmt annehme. Wie soll ich mir da nur Euer gestriges und heutiges Benehmen gegeneinander zusammenreimen?“

„Offen gestanden, kann ich Dir darüber auch keinen rechten Aufschluß geben; ich fühlte mich gestern und heute kalt von der Freiin behandelt, während sie ihre Aufmerksamkeit fast allein dem Herrn von Wallmar zuwendete.“

„Vielleicht empfindet Fräulein von Nolten ähnlich, denn Du kannst doch nicht in Abrede stellen, daß Du nur Augen und Ohren für die Legationsräthin zu haben schienst. Andererseits halte ich Dich nicht für so thöricht, zu glauben, eine Dame wie die Freiin, fühle sich zu Herrn von Wallmar hingezogen.“

„Unmöglich konnte ich die Legationsräthin meiden, die — wie Emma weiß — mir aus früherer Zeit bekannt ist.“

„Ich denke, daß Ihr Beide am gescheidtsten handelt, wenn Ihr Euch so bald als möglich verständigt, denn nur irrige Auffassungen und Annahmen haben das Zerwürfniß zwischen Euch, nach meiner Meinung, herbeigeführt.“

„Wohl möglich! — Morgen werde ich mir Aufklärung verschaffen.“

„Das ist rechtschaffen gedacht! Und nun schlaf wohl, mein Freund, es ist spät!“

Leo begab sich zur Ruhe, während Ernst noch lange voll schmerzlicher Gefühle an die Erlebnisse der letzten beiden Tage dachte. Schon dämmerte der Morgen, als er, auf sein Lager hingestreckt, entschlief. Die Natur forderte jetzt ihr Recht! Der eifersüchtige Lieutenant erwachte erst, neugestärkt, als die Sonne hoch am Himmel stand, und die Uhr ihm ankündete, daß er die Zeit, in welcher er Emma bei der Ruine aufzusuchen gedachte und zu treffen hoffte, verträumt habe. Dessenungeachtet kleidete er sich eilig an und schlug unaufgehalten den Weg nach der Ruine ein.

Emma war an diesem Morgen schon außergewöhnlich früh daselbst angelangt: sie konnte nirgends Ruhe finden, seit sie sich am verflossenen Abend kalt und gemessen von dem Geliebten getrennt; Vorwürfe und Selbstanklagen beschlichen ihr Herz, daß sie dem ihr theuern Manne doch wohl Unrecht gethan; sie wollte versuchen, ihn davon zu überzeugen, wie sie nur ewig ihn lieben

und in seiner Liebe glücklich sein könne. Und dann sollte er sich erklären, in welchem Verhältniß er zu der Legationsräthin stehe, ob deren Zuneigung ihm mehr gelte als ihre innige Liebe. War das der Fall, dann wollte sie entsagen und den Schmerz getäuschter Liebe geduldig, ohne zu klagen, in ihrer Brust verschließen.

Doch Minute auf Minute verrann, und der Ersehnte kam nicht. Sie wartete geduldig. Die Uhr vom Kirchthurm schlug endlich acht, da war es nicht möglich, daß er noch erscheinen konnte. — „Er liebt mich nicht mehr!“ sprach sie zu sich selber. Heiße Thränen rannen über ihre Wangen, sie suchte dieselben zu trocknen, aber immer neue drangen aus ihren schönen Augen, und jeder Versuch, sie zu stillen, blieb erfolglos.

Da mit einem Mal hörte sie eilige Schritte. Eins, zwei, drei, sie kamen schnell näher, und im nächsten Augenblick stand der Lieutenant Sternberg mit gerötheten Wangen und tief Athem schöpfend nach dem eiligen Gange, vor ihr.

„Emma, Du hier?“ fragte er mit seiner gewöhnlichen sanften Stimme.

Emma blickte mit den verweinten Augen zu

ihm auf; er sah die Thränen, und beide Hände ihr entgegenstreckend, fragte er mit weichem, zärtlichen Ton: „Gelten diese Thränen mir; Emma?“

Aufs neue brach die junge Dame in lautes Weinen aus, und sich den Geliebten in die Arme werfend, sprach sie: „Glaubst Du etwa, Ernst, daß ich um einen Andern weinen könnte?“

Ernst preßte die zarte Jungfrau an sich, er bedeckte ihren Mund mit heißen Küssen, und bat dann: „O verzeihe mir, Du lieber, treuer Engel, ich habe mich schwer an Dir versündigt, indem ich glaubte, Du wolltest mich aus Deinem Herzen verdrängen.“

„O Ernst!“ rief Emma vorwurfsvoll.

„Du schienst ein Gespräch mit mir während der letzten Tage zu vermeiden und ganz dem Garde-Lieutenant Deine Huld zu schenken,“ fuhr er, ihren Ausruf unbeachtet lassend, fort.

„Ich zürnte Dir, weil Du nur der Legationsräthin Deine Aufmerksamkeit widmetest,“ entgegnete Emma. „Vergieb mir, mein Ernst.“

„Ach Du Engel meines Lebens, ich habe Dir nichts zu vergeben. Ich sehe jetzt ein, daß Dir mein Benehmen sonderbar erschienen sein mag, da

Du schon früher glaubtest, ich hätte in einem innigen Verhältniß zu der Legationsräthin gestanden. Doch bei Gott schwöre ich Dir, daß ich nie auch nur ein der Liebe ähnliches Gefühl für die Frau von Wallmar gehegt. Wenn ich während der letzten Tage mich viel mit ihr unterhalten habe, so geschah dies, weil ich mich anfangs verpflichtet hielt, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken, da sie und ihre ganze Familie sich sehr zuvorkommend und freundlich gegen mich und meinen Bruder benommen hat; später aber veranlaßte mich Dein kühles Zurückweichen vor mir, ihre Nähe zu suchen."

„O mein Ernst, ich habe dadurch unendlich gelitten; nie wollen wir wieder einer derartigen Mißstimmung die Herrschaft über uns einräumen."

„Nie, mein Engel, werde ich Dir Gelegenheit geben, mir ernstlich zu zürnen, das schwöre ich Dir!" rief Ernst.

„Ich danke Dir für die Versicherung. Und ich gelobe Dir, treu und liebevoll bis an das Grab Dir zur Seite zu stehen."

Mit einer herzlichen Umarmung und vielen innigen Küssen besiegelten die Liebenden diese Gelöbnisse.

Dann rief Ernst: „Und nun zu Deinen Eltern, damit wir um ihren Segen bitten! Leicht könnte sich sonst noch einmal ein Dritter zwischen uns zu drängen suchen.“

Emma reichte dem jungen Manne den Arm, und Beide eilten mit festen Schritten, wenngleich Emma ein eigenes Klopfen ihres Herzens verspürte, dem Schlosse zu.

Im Garten, neben dem herrschaftlichen Gebäude, angelangt, gewahrte Ernst den alten General und dessen Gattin, welche in einer halbverdeckten Laube saßen und im vertraulichen Gespräch begriffen waren. Er machte seine Begleiterin darauf aufmerksam, diese wollte verschämt ihren Arm aus dem seinen ziehn; doch das litt der Offizier nicht. — Muthig trat er vor die Eltern der Geliebten hin, grüßte ehrerbietig, und erklärte dann mit achtungsvollen aber kurzen Worten, daß er Emma über Alles liebe, diese nur an seiner Seite glücklich zu werden hoffe, und bat dann, indem er die Stimme etwas sinken ließ, um den Segen der Eltern.

Die letzteren waren im ersten Augenblick etwas überrascht gewesen, doch der General

hatte schnell seine ruhige Besonnenheit wieder gewonnen.

Als Ernst ausgeredet hatte, fragte der Freiherr, sich an die schüchtern und verschämt dastehende Tochter wendend: „Ist es so, mein Kind, willst Du den Lieutenant Sternberg zum Manne haben?“

Jetzt eilte Emma auf den Vater zu, warf sich ihm in die Arme, und küßte als Zeichen der Bejahung seine Hand.

„Nun denn, mein Sohn, da nehmen Sie Ihre Braut!“ rief gerührt der biedere Vater, indem er die Tochter dem harrenden Bräutigam zuführte. — „Nicht wahr, Frau, Du bist doch auch mit dem Schwiegersohn zufrieden,“ fuhr er fort, sich an die weinende Gattin wendend.

„Machen Sie das gute Kind so glücklich, wie es dies verdient! Das ist meine einzige Bitte,“ sprach die Generalin, dem Lieutenant die Hand reichend, die dieser erfurchtsvoll küßte.

„Ich habe Sie mir längst zum Schwiegersohn gewünscht!“ nahm nun wieder der General das Wort. „Sie sind ein ehrlicher, braver Mensch, und werden meiner Tochter ein treuer, liebender Gatte

sein. — Doch nun kommt, Kinder, wir wollen die Gäste überraschen."

„Wenn ich bitten darf, noch nicht," wendete Ernst ein, „ich möchte, daß auch meine Verwandten bei der Eröffnung zugegen wären."

„Sie haben Recht! Ich Thor, der ich bin," rief der General. „Doch wir wollen sogleich hinschicken und die ganze Pfarrei herholen lassen."

Das geschah auch! — Um die Frühstückszeit waren die sämmtlichen Bewohner des Pfarrhofes, die Gäste des Schlosses und des Pfarrhauses in einem geräumigen Zimmer bei dem General versammelt. Auf der Tafel winkten eine Menge Weinflaschen, der Hausherr war in einer so fröhlichen Laune, daß die Fremden annahmen, irgend eine besondere Veranlassung sei der Grund zu der um diese Zeit sonst ungewöhnlichen Anrichtung in dem Hause des Generals.

Und als man sich nun um die Tafel reihte, Emma und Ernst die Ehrenplätze erhielten, und der General, sein Glas erhebend, sprach: „Meine verehrten Herrschaften, ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß heute meine Tochter Emma und der Herr Lieutenant Sternberg ihre Verlobung

feiern," da wurden einige Augen feucht, andere blickten verklärt um sich, und die Leo's suchten seinen Nachbar, den Garde-Lieutenant von Wallmar, der erbleicht war.

„Nun, wie ist es mit Ihrer Verlobung, Herr Kamerad?" flüsterte er ironisch. „Der Bürgerliche hat leider doch den Sieg davon getragen, trotzdem die Freiin mit Ihnen sympathisirt, und Sie überzeugt waren, daß sie keinen Andern beachten werde, so lange sie auf Ihre geschätzte Hand rechnen könne. Doch gewiß hat sie aus Mitleid sich des Herrn Sternberg erbarmt und gedacht, Sie würden unter den Ihnen zu Gebote stehenden Gräfinnen schon eine Lebensgefährtin finden," setzte er mit großer Heiterkeit hinzu.

Herr von Wallmar machte gute Miene zum bösen Spiel; doch das erste Glas Wein, welches er auf das Wohl der Verlobten leerte, schmeckte ihm bitter wie Galle.

Die übrigen Anwesenden, auch die Frau Legationsräthin, wünschten dem jugendlich schönen Paare aufrichtig Glück.

Einige Jahre nach dieser Verlobung waltete in Genzhagen ein anderer Geist. — Auf dem Schlosse wohnte ein unbeliebter Pächter mit seiner Familie, und in dem Pfarrhause lebte ein Pastor, der wenige von den guten Eigenschaften seines Vorgängers besaß. — Ferdinand Sternberg hatte die Superintendenten-Stelle in A. erhalten, nachdem sich sein Schwiegervater pensioniren lassen, Emma von Nolten war die glückliche Gattin des Lieutenants Sternberg, Carl von Nolten diente mit seinem Schwager bei einer Schwadron, und der alte General war mit seiner Gattin ebenfalls nach A. übergesiedelt. Er wollte dort weilen; wo seine Kinder lebten. — Die Frau Gerichtsräthin hielt sich abwechselnd bald bei dem ältesten, bald bei dem jüngsten ihrer Söhne auf, und beschäftigte sich am liebsten mit den kleinen Enkeln, die ihr herzlich zugethan waren. Der Legationsrath von Wallmar hatte wieder eine auswärtige Mission erhalten und war mit seiner Gattin abgereist; sein Bruder lebte noch im ehelosen Stande, da die Gräfinnen doch wohl nicht so eilig seine Liebe erwidert hatten. — Leo erschien noch immer als der alte. Er machte

fast täglich die Runde bei dem Kreisrichter Gilbe, dem Pastor und dem Lieutenant Sternberg, zankte sich eine Zeit lang mit den kleinen Sprößlingen, die ihn wie ihres Gleichen behandelten und sich stets nur durch Versprechungen von ihm trennen ließen, da er ihr bester Spielgefährte war und stets eine volle Zuckertüte bei sich führte. — Wenn er dann wieder aus dem Kreise der Fröhlichen geschieden, in dem er selber den Glücklichen gespielt, und langsam die Straße entlang wanderte, dann stieß er wohl zuweilen einen schmerzlichen Seufzer aus, doch von diesem Seufzer ahnte Niemand etwas, und Keiner glaubte, daß der frohe, lebenslustige Mann noch immer tief im Herzen ein stilles Weh mit sich herum trage.

Ende.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.



38
3

11.4
28

1.42